Die Unsterblichkeit des menschsichen Geistes

Georg Luz

Die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes.

Gedanken
zur Erwägung und zum Troste.

Von

Georg Luz.

Leipzig 1872.
Verlag von Siegismund & Volkening.


HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Vorwort.

Es gibt noch manche redliche Menschen, welche öfters mit „Tod und Unsterblichkeit" sich beschäftigen. Zwar hat es in unsern Tagen sehr viele, welche diese Gedanken entweder meiden oder gar die Fortdauer leugnen. Dies ist eine materialistische Versunkenheit und Selbstwegwerfung. *Ein populäres Büchlein*, welches über die große Angelegenheit der Unsterblichkeit das Nachdenken anregt und leitet, ist stets berechtigt. Gelehrte schreiben in wissenschaftlichem Stile darüber; der schlichte Volksmann liebt gern eine andere Darstellung. Tiefsinnige philosophische Erörterungen ziehen nicht jeden an. — Die Fortdauer nach dem Tode *zu glauben, davon überzeugt zu sein*, das ist ein wahres Heilmittel vieler unserer Zeitschäden, die geheilt werden müssen.

Die im Tode vor sich gehende Auflösung des persönlichen Lebens und der Verwesungsprozeß ist geeignet, zu erschrecken. Die Abnahme der physischen Regsamkeit und Kraft scheint auch die geistige mit sich zu bringen. Da

ist nun eine Anregung für solche, denen der einfache Religionsglaube nicht genügt, gewiß kein undankbares Unternehmen. Das Büchlein, entstanden aus öffentlich hier gehaltenen und zahlreich besuchten Vorträgen, dürfte also Vielen von Interesse sein. Dem einen möchte es Trost und eine beruhigende Auskunft, dem Andern eine überzeugende Kraft spenden, daß wir unsterbliche Wesen sind. Möge in stillen Stunden aus der Lektüre dieser Bogen jeder Leser einen Genuß schöpfen und sich erquicken! Ich erinnere an Goethe's Worte:

Die Geisterwelt ist nicht verschlossen:
Dein Sinn ist zu, Dein Herz ist todt.
Auf, bade, Schüler, unverdrossen
Die ird'sche Brust im Morgenroth!

Biberach bei Ulm.

Georg Luz

Die Unsterblichkeit des Geistes.

I. Begriff davon.

Wer über das menschliche Leben und über die ganze Ordnung der Dinge, worin wir Menschen stehen, etwas tiefer oder umfassender nachdenken will, sollte keineswegs von Vorurtheilen ausgehen, mögen sie gläubige, von Jugend auf erlernte Ansichten und Meinungen sein, oder später erst angenommene. Allerdings ist diese Forderung sehr schwer; aber sie erscheint mir ebenso berechtigt, als möglich und eines denkenden Menschen würdig.

Mit unsern Augen schauen, mit unserem Verstande erkennen wir, daß um uns her alle Lebensformen der Erde vergänglich sind. Auch der Mensch muß sterben; keiner entgeht dem Tode. Die sichtbare menschliche Persönlichkeit zerfällt. Als ein ernster Markstein steht der Tod da, der unerbittlich unsere liebsten Angehörigen und unsere theuersten Freunde uns von der Seite nimmt und, nachdem er uns Alter und Krankheit als mahnende Vorboten gesendet hat, uns selbst wegrafft in das Grab. Was ist so, muß man fragen, das Leben

eines Menschen gewesen, sei es ein kurzes und inhaltsloses oder langes voll Arbeit, Mühe, Sorge, Leid, voll Freuden und Genüsse, voll Jammer und Elend?

Was wir vom Tode sehen, ist wirklich aufregend, erschreckend. Diese Kämpfe, dieses Erlöschen des Bewußtseins, dieses Stillestehen des Athems und des Pulsschlages, die allmälige Entstellung der Züge, das gebrochene Auge, dieses Erstarren und steife Daliegen: Welchen Eindruck machen sie auf jedes weiche, fühlende Herz! Ach, es ist eine uralte Wahrheit: Erde ist der Mensch und in der Erde vermodert, verwes't sein Leib zur Erde; 1. Mos. 3, 19, Staub bist Du und Staub sollst Du wieder werden. Das ist eine überall sichtbare Thatsache.

Myriaden von Menschen sind gestorben, seit die Erde Menschen beherbergt. Wer könnte sie zählen? Wer ihre Menge sich vorstellen? Wohl seit hunderttausenden von Jahren ist die Erde die Wohnung unseres Geschlechts. Was thut es eigentlich hier und warum leuchten ihm Millionen Sterne entgegen? Wo sind die Völker hingekommen? Sind sie wirklich vernichtet oder nur anderswohin versetzt worden? Inhaltsschwere Fragen!

Es ist ein fader Trost in dem Ausspruch, daß im Tode die Menschheit nicht untergeht und nur der Einzelmensch fortwandert; es ist kein Trost, daß dies das Loos aller Menschen ist und daß selbst die gewaltigsten Fürsten unter diesem Gesetze des Todes stehen; oder was frommt die Erkenntniß, Krankheit und Tode müsse sein, damit die nachwachsenden Geschlechter Raum zum Leben und Wirken hätten? Wozu denn das traurige Vorrecht, daß der Mensch das einzige Wesen ist, das von seinem Sterben

weiß und das sich den Tod als sicher erfolgend vorstellen kann? Die ganze Einrichtung dessen, was wir annehmen, regt das weitere Nachdenken derer an, welche dazu — nach ihrer Verstandsentwickelung — befähigt sind. Das allgemeine Entstehen nnd Vergehen, das regelmäßige Platzmachen der Millionen andern Millionen, das Wissen vom Tode leitet auf sinnige Antworten, wenn nach einem Grund und Zweck dabei gefragt wird.

Es ist eine oft gebrauchte Vergleichung, daß der Mensch seit Beginn seines Geschlechts vor einem dichten Vorhang stehe, der ihm die Zukunft, Fortdauer oder Vernichtung, undurchdringlich verhülle. Da halten es Viele — und in der neuern Zeit wächst ihre Zahl — mit der Annahme: Das Sterben des Leibes ist das Ende des Menschenlebens! So sagt auch Schiller:

Sechstausend Jahre hat der Tod geschwiegen;
kam je ein Leichnam aus der Gruft gestiegen,
der Meldung that von der Vergelterin?

Allein der reifere Denker kann sich damit keineswegs zufriedengeben. Ihm drängen sich vielmehr allerlei Fragen auf: Wozu hätte der Mensch eine wahrhaft erstaunenswerthe, bewunderungswürdige Organisation, die mit Ende, Tod, Vernichtung nach wenigen Tagen oder Jahren abschließt? Warum muß die jetzige Ordnung und Einrichtung seiner Existenz so düster und leer aufhören? Ist überhaupt eine andere, als die irdische Form des Lebens, des Geisteslebens undenkbar? Ist der Glaube an das Nichtswerden eine Wahrheit oder ein Wahn und Irrthum? Die Erkenntniß der Wahrheit ist schwer. Nur ausdauernde, klare Forschung und fortgesetzte Anstrengung

des Nachdenkens führet zu einem Lichte, zur begründeten wissenschaftlichen Erkenntniß. Der Born der Wahrheit, tief versteckt, wird durch ein emsig Suchen aufgedeckt!

1. Bin ich unsterblich oder nicht? Bin ich zur Fortdauer, zum Bleiben in der Reihe selbstbewußter und selbständiger Wesen auch nach dem Verwelken und Sterben meines Leibes befähigt und bestimmt, oder höre ich auf, zu sein? Dies ist für jeden Menschen eine bedeutungsvolle Hauptfrage. Wo das Denken eine gewisse Reife oder Stärke erlangt hat, da richtet der Mensch diese Fragen an sich oder Andere. Man darf es nicht Vorwitz oder Streitsucht nennen, was den Zweifel an der Fortdauer uns eingibt; er entspringt aus dem reifenden, forschenden Verstande. Jeder Annahme stellt sich bei geistiger Regsamkeit und beim Fortschritt in der geistigen Kräftigkeit der Zweifel entgegen. Ich für meine Person kann und will deßhalb diese Frage nicht gleichgiltig auf sich beruhen lassen; ich möchte so weit als möglich darüber ins Klare, ins Gewisse und Sichere kommen. Was dem menschlichen Leibe widerfährt, das weiß man aus Erfahrung; seine Bestandtheile unterliegen einem Auflösungsprozeß. Jedes physische Einzelleben zeigt nur eine beschränkte Dauer. Aber welches Schicksal, um beim Sprachgebrauch zu bleiben, das denkende Ich, der Geist in uns erfährt, das ist unbekannt. Wird der Tod Leib und Seele zugleich vernichten? Kann der Geist nach dem Zerfall seiner Hülle dennoch bewußt fortleben und fortwirken? Oder hat der Mensch gar keine selbständige Seele, keinen Geist in sich? Die Sichtbarkeit, die Natur um uns her regt die Hoffnung der Unsterblichkeit nicht an. In einem unruhigen

Strome rauscht ja fast alles dahin zum Untergange. Ein lebendiges Wesen macht den andern Platz. Schwach und klein ist der Mensch und doch — wie kommt es, daß er ein Gefühl von Unendlichkeit in sich trägt?

Hörte **ich** im Tode auf, zu sein, zu erkennen, zu fühlen, so wüßte ich nichts davon, daß ich nicht mehr bin. Mißbehagen oder Elend wäre also damit nicht verbunden. Das Nichtmehrsein hebt alles auf. Betrübte mich etwa der Gedanke an meine baldige Vernichtung, so lange ich lebte, so dürfte ich ihn nur vermeiden und verscheuchen. Unter Geschäften und Zerstreuungen würde man zwar leicht des Todes und Vergehens vergessen; doch wie niederdrückend wäre dieser Gedanke beim Verluste geliebter Familienglieder?

Ob ich eine Fortdauer meines Geistes oder Vernichtung annehme, ist schon deßwegen bedeutsam, weil darauf mein **Lebensplan** sich gründet. Die Beschaffenheit der Antwort auf die Frage: Fortleben oder nicht?, greift tief in das Verhalten eines Menschen ein. Gibt es keine Fortdauer nach dem Tode, kein Jenseits, so brauche ich mich blos um diese Welt und die Gegenwart zu bekümmern; dann genieße ich sie, wann, wie und so viel es mir beliebt und die bürgerlichen Gesetze dies zulassen. Dann hüte ich mich aus Klugheit möglichst vor den Uebeln und Nachtheilen dieser Genüsse. Dann lebe und wirke ich in erster Linie für meine Wohlfahrt und thue und erstrebe, was mir zunächst Freude verursacht. Wer wollte mir dies verübeln und solches tadeln? Eine Sünde, ein Schuldbewußtsein gäbe es dann eigentlich auch nicht; Religion zu haben, wäre eine Nebensache. Wer aber eine

Unsterblichkeit glaubt und die Kürze seines Erdenlebens bedenkt, der wird ganz anders verfahren, streben, wirken. Denn jetzt die Saat, hernach die Ernte! Ist eine Fortdauer, so ist die Ausbildung dessen, was von mir fortlebt, so ist meine Geistesveredlung meine erste und höchste Pflicht. Dann muß ich reichere Erkenntnisse, reinere Gesinnungen unabläßig zu erringen suchen, weil solche Güter allein im Tode dem Geiste verbleiben; dann muß ich thätig sein für alles Wahre, Gute und Schöne, für Recht, Freiheit und Sittlichkeit und muß Opfer bringen für alles Menschen beglückende, für Gemeinde und Vaterland. Unser ganzes Denken und Trachten, Thun und Lassen, unser Streben und Wirken erhält durch die Annahme oder durch das Verwerfen der Unsterblichkeit je ein anderes Gepräge, bei der Ueberzeugung von der Geistesfortdauer eine gewisse Weihe und edlere Richtschnur, beim Leugnen eine eigennützige, oberflächliche, widrige Ausgestaltung. Gibt es keine Fortdauer des Geistes, so ist alles, was die Menschheit durch Anstrengung zu Stande gebracht hat und was wir auf Erden errungen und geschaffen haben, mit unserm Tode für uns selbst verloren und bleibt verloren. Ich muß also zu der Einsicht gelangen, ob ich eine Unsterblichkeit oder eine Vernichtung glauben soll; ich muß völlig überzeugt werden, ob der Tod das Ende des Lebens, das Sinken in Nichts ist oder die Befreiung der Seele von der irdisch-körperlichen Hülle und der Uebergang in einen vollkommeneren Zustand.

Schiller läßt Franz Moor sagen: Wenns aber doch etwas wäre! Vielleicht gelingt der Beweis doch, daß es ein Jenseits gibt, das ebenso natürlich und wirklich ist,

wie unser Diesseits und daß das Erdenleben im Zusammenhang mit dem Jenseits steht.

Wenn wir uns mit einem Fache, mit einem Wissensgegenstande eifrig und lange beschäftigen, so machen wir Fortschritte darin, bekommen Licht und Helle. Dem Mathematiker werden Sätze klar, die tausend andere Leute nicht begreifen und nicht einsehen, weil sie sich damit nicht beschäftigen. So ist's mit allen Zweigen des Wissens. Das Nachdenken über die Unsterblichkeit führt zu einer gewissen Klarheit in der Sache, zum Verständniß; diese Fragen aber nicht erwägen, und nichts darüber lesen, sie meiden und abstoßen, läßt auch im Dunkel. Mich däucht es sonderbar, daß diese so wichtige Frage nicht allgemein, von jedermann in Betracht gezogen wird. Sie ist eine Kernfrage in jeder Religion.

2. Wenn Millionen Menschen bei ihrem angelernten Kirchenglauben an die göttliche Offenbarung in der Bibel, daß es eine Auferstehung und Unsterblichkeit gebe, sich beruhigt finden, so genügt eben **mir** dieser Glaube nicht. In unserer Zeit gibt es sehr Viele, welche die Worte der hl. Schrift nicht unbedingt glauben; andern ist die Bibel ein Buch, das sie höchst oberflächlich lesen, nicht verstehen und dessen Schönheiten und Tiefen ihnen ein Räthsel bleiben. Hat die Bibel auch Recht bei ihrer Lehre der Unsterblichkeit, sind ihre Aussprüche auch Wahrheiten, da sie doch nur Behauptungen und keine Beweise gibt? Der Glaube *kann* Recht haben, *kann* Wahrheiten enthalten; aber fußt er nicht etwa auf Annahmen, die nicht geprüft und erhärtet sind? Der Glaube ist subjectiv, wie der Unglaube und hat zahllose Schattirungen. Ich habe schon

so viele Behauptungen in geschätzten Büchern aller Art und im Leben grundlos gefunden. Sind nun diese Behauptungen, diese Belehrungen, welche fromme, weise Männer der Vorzeit ihren Zeitgenossen bekannt gemacht, in solcher Beziehung geoffenbart haben, sind diese Traditionen auch richtig und durch feste, lichte Gründe zu stützen? Oder habe ich gar nicht das Recht, dies zu untersuchen, weil die Bibel unmittelbar geoffenbartes Gottes Wort sei? Ich kann und darf zum Glauben und zum Unglauben sagen: Ueberzeuge mich, so will ich Deine Sätze bekennen. Wenn Glaube und Unglaube der Art sind, daß sie bloß behaupten, ohne haltbare und deutliche Beweise herbei zu bringen, so sind beide zweifelhaft. Für die Wissenschaft sind Glaube und Unglaube Gegenstände der Prüfung und Beurtheilung. Daß Lehren auch Wahrheit sind, das muß sich beweisen lassen und gezeigt werden. Aus Ehrfurcht für „Es stehet geschrieben“ kann ich, weil ich das Nachdenken liebe und gründe, meine Unsterblichkeit noch nicht als entschieden sicher annehmen. In der Bibel stehen auch Sätze, welche die Nichtfortdauer darlegen, wie: Im Tode gedenket man Deiner nicht; wer wird Dich im Scheol preisen? Psalm 6, 6. Hiob, 14, 7, 10. Der Mensch hat sein Denkvermögen, um es auch in Glaubenssachen, in religiösen Angelegenheiten anzuwenden. Wenn er die Lehren der Bibel genau abwägt, so kann er dadurch keine Sünde begehen. Erkennt das prüfende Urtheil ihre Sätze als wahr, so wird vielmehr die Hochachtung vor diesem Volksbuche gesteigert. Wo das Nachdenken einmal erwacht ist, da können sich Viele mit der bloßen Autorität nicht mehr begnügen.

Auf dreierlei Weise kann man sich die Ueberzeugung von der Richtigkeit einer Thatsache verschaffen, die man nicht bloß auf Grund der Mittheilungen anderer Personen für wahr annehmen will: a) durch unmittelbare sinnliche Beobachtung, b) durch scharfe, bündige Schlußfolgerung, c) durch beides zusammen. Die erste Art, wenn sie möglich ist, verdient den Vorzug vor dem Schlusse; sie ist der Weg der Naturwissenschaften. Oft müssen sich aber Beobachtung und Schlußfolgerung die Hand reichen; viele Ursachen und Erscheinungen kann man nie durch sinnliche Beobachtung erkennen, sondern nur durch Schlußfolgerungen.

Wenn für das Fortleben die Erfahrung nicht spricht, so können die Beweise für dasselbe nur philosophische sein. Ja, wenn die Erzählungen von Geistererscheinungen wahre Thatsachen wären, wenn Geistererscheinungen sich oft mit Evidenz, d. h. Anschaulichkeit, Ersichtlichkeit, unleugbarer Gewißheit wiederholten; dann hätten wir Beweise der Beobachtung und Erfahrung für die Unvergänglichkeit unseres Wesens und Lebens. Der Gebildete ist mit Recht gegen alle Behauptungen, welche mit der allgemeinen Erfahrung streiten. Vereinzelte Erscheinungen, welche der Beobachtung kein stetiges Gesetz darbieten, Ueberlieferungen, welche vielleicht von Augentäuschungen, von aufgeregten Gemüthern, von Furcht und Voreingenommenheit ausgingen, haben immer Trügerisches. Es gibt eine Leidenschaft des Glaubens, wie eine Leidenschaft des Unglaubens. Wie, wenn die Bibel doch Unrecht hätte? Was helfen die holden Träume von einem Fortleben, wenn der Tod doch die Vernichtung des Menschen ist! Darum will und darf ich die Wahrheit

erforschen, mag das Ergebniß ausfallen, wie es will. Ich schätze nur den Glauben mit Begründung, mit Beweiskraft, in Bestimmtheit, in klarer Einsicht.

Wir haben sodann außer der Bibel geistvolle Schriften für und gegen die Unsterblichkeit der Seele. Pythagoras, Sokrates, Plato, Thales, Cicero, Jesus Christus, lehreten die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes. Plato 400—340 v. Chr. läßt den Sokrates sagen: Wir müssen bedenken, daß, wenn die Seele unsterblich ist, sie einer Sorge bedarf, nicht blos für diese Zeit, sondern auch für die ewige Zeit. Wäre der Tod ein Losmachen von allem, so wäre er für die Schlechten die größte Wohlthat, indem sie durch den Tod von ihrem Körper, von ihrer Seele befreit und zugleich ihrer Schlechtigkeit loswürden. Cicero sagt: Ist's ein Irrthum, wenn ich die Unsterblichkeit der Seele glaube, so ist er mir dennoch theuer; und ich ergetze mich daran und mein Leben hindurch soll ihn keine Gewalt mir rauben. Sodann: Ich stimme denen nicht bei, welche zu behaupten angefangen haben, daß mit den Körpern auch die Seelen untergehen und daß alles durch den Tod zerstört (vernichtet) werde. Die Unsterblichkeitslehre ist eine Kernlehre des Christenthums: Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe, d. h. wer meine Lehre glaubt, der nimmt auch eine (geistige) Fortdauer nach dem Tode des Leibes an. Wie schön und erquickend haben Moses Mendelssohn (Phädon 1764), Sentenis (Elpizon 1795), Zschokke, Joh. Huber 1864, Pfaff, Heinrich Ritter, Melchior Meyr 1869 über die Unsterblichkeit als eine Thatsache und Wahrheit geschrieben! Die Epikuräer dagegen leugneten die Existenz der Seele, die Saddu-

cäer (Apostelgesch. 23, 8) die Auferstehung; Spinoza (Spinosa, † 1677), Hegel u. a. rüttelten an den Säulen dieses Glaubenssatzes. Feuerbach sagte geradezu, daß es keinen Gott und keine unsterbliche Seele gebe und daß man aus Dummheit die Glückseligkeit auf der irdischen Welt verwelken lasse, um dafür die farbenbleiche Herbstzeitlose, Unsterblichkeit genannt, die Eselsbrücke der Zukunft, einzutauschen. Mirabeau sagte auf dem Todtenbette: Ich gehe in Nichts! Friedrich der Gr. bekannte, daß er keine persönliche Fortdauer glaube. Moderne Physiologen (Karl Vogt, Dr. Louis Büchner, Kraft und Stoff) verliehen diesen Gedanken durch ihre Federn neuen Glanz. Der Buddhaismus (600 J. v. Chr. gestiftet), welcher 200 Millionen Anhänger zählt, soll keine Unsterblichkeit lehren; er predige das Nichtsein als eine Befreiung. Ich bezweifle doch diese Aussage über den Buddhaismus. Also Sein oder Nichtsein — nach dem Sterben? Ich lebe der Ueberzeugung: Die Frage über den Untergang oder den Fortbestand der menschlichen Seele nach dem Tode **kann zunächst nur durch Betrachtung und Erforschung der Natur des Menschen und durch gleichzeitigen Hinblick auf das Ganze der Welt gründlich erledigt werden.**

3. Ehe ich über das Wesen der Seele und des Geistes nachsinne, frage ich: Was ist unter Fortdauer zu verstehen und was wünsche ich darin begriffen? Im Tode wird der menschliche Leib für die irdische Thätigkeit unbrauchbar; er erstarrt: dann löst er sich, verwesend unter der Erde, in die unsichtbaren, doch irdischen Grundstoffe auf. Daß diese irdischen Bestandtheile fortdauern, gebe

ich gerne zu. In der Natur wird nichts vernichtet: nur die Formen verändern sich. Die Grundstoffe mischen sich neu, sie sind die Keime zu neuen Bildungen. In diesem Sinne sind die Grundstoffe, die Substanzen aller Dinge, auch des menschlichen Leibes unvernichtbar und ewig. (Unsterblichkeit des Stoffes). Eine Stoffvernichtung gibt es in der ganzen Natur nicht; nur Verwandlungen, Umbildungen, bloße Veränderungen, Uebergänge von alten und neuen Verbindungen kommen vor. Ist nun etwa das meine Unsterblichkeit, daß Theile von mir später in Pflanzen, in Thiere, in andere Menschen übergehen? Diese Art von Fortleben hätte doch für mich keinen Werth. Dann wäre die Erde, die Schöpfung in ihrem ewig gebärenden und wieder verschlingenden Kreislaufe nur eine weite, sich stets verwandelnde Grabesstätte; dann wäre jedes individuelle, persönliche Leben und Wirken nur ein Sein von Schattenbildern und Träumen, von Trieben, Begehrungen, Handlungen und Kämpfen buntester Art. Oder lebe ich nur so fort, daß ich vergehe und meine Nachkommen treten an meine Stelle? Die Ansicht, das einzelne Individuum sei vergänglich, die Menschheit als Gattung sei unvergänglich, hat doch einen gar öden, kahlen Grund. Die Behauptung, in der Menschheit lebe zwar eine göttliche Idee, mit dem Tode aber höre der Einzelne auf zu sein, ist eine Phrase von wahrhaft geringem Inhalt, ohne Labsal und Beruhigungskraft. Dieser Hegel-Straußische Pantheismus lehrt und gibt keinen Ersatz für die verlorene Persönlichkeit und Selbständigkeit. Oder leben schöpferische Geister, Wohlthäter oder Plager des mensch-

lichen Geschlechts, in ihren Werken und Thaten bloß? Ich gestehe es, diese Art des Fortlebens wüßte ich nicht gerade hochzuschätzen; ich würde seinen Werth niedrig anschlagen. Ich möchte wissen, ob ich persönlich, bewußt fortdaure? Ob das, was in mir begehrt und hofft, phantasirt und antreibt, für sich selbständig, ununterbrochen fortexistire, ob — wie man sagt — die Seele oder der Geist des Menschen unsterblich sei, ob es eine Unsterblichkeit des Bewußtseins gebe, ob der Geist mit seinen Anlagen und Kräften, weiter wirkend, weiter sich entfaltend, fortlebe? Hat der Mensch wirklich eine solche Seele, besitzt er einen solchen Geist? In dieser letzten Frage muß ich vor allem einen festen Standpunkt fassen.

4. Eine der wichtigsten Fragen für den reiferen, d. h. zum Selbstbewußtsein erwachten und im Denken geübten Menschen und für die Untersuchung unserer Sache (unseres Stoffes) bleibt die über das Vorhandensein und darnach über das Wesen der Seele oder des Geistes. Seit Jahrtausenden beschäftigen sich die fähigsten Köpfe, die kräftigsten und weisesten Denker mit der Untersuchung und Beantwortung derselben und gelangten dabei zu auffallend verschiedenen Ergebnissen.

Von Einfluß hierauf waren offenbar die jeweiligen Anschauungen des Zeitalters überhaupt, des Volkes, Standortes und Himmelsstriches, des weltlichen und priesterlichen Regiments, des herkömmlichen Gottglaubens.

In der Frage, ob der Mensch eine Seele habe, stehen sich bekanntlich zwei Grundanschauungen gegenüber. Die eine betrachtet die — sogenannten — Seelenthätigkeiten nur als Ergebnisse und Funktionen des gesammten körper-

lichen Organismus; die andere findet die psychischen Erscheinungen nur durch das Vorhandensein eines vom Leibe verschiedenen Wesens, einer Substanz (=Grund und Selbstwesen) bedingt. Die erste Anschauungsweise, die materialistische, wurde schon scharf befehdet; aber sie ist doch als ein Fortschritt zu bezeichnen, weil sie der wissenschaftlichen Forschung über das Seelenleben eine andere Richtung gegeben hat, wodurch die Frage vielseitiger und gründlicher nun beleuchtet werden kann. Der orthodoxen Anschauungsweise geht die exakte, wissenschaftliche Prüfung und vorurtheilsfreie Untersuchung ab; sie baut auf Voraussetzungen, auf ererbte Behauptungen, auf biblische Ausdrücke, auf das angebliche ethische Menschenbedürfniß. Die Naturwissenschaft, gestützt auf Beobachtungen und eine sorgsame Untersuchungsmethode, hat darum eine ganz berechtigte Opposition begonnen.

Der Mensch ist in eine reiche Körperwelt hineingestellt. Er ist ein sinnliches, das heißt hier, ein mit Sinnen begabtes Geschöpf. Wie kommt es, daß er als ein Naturwesen alles um sich her betrachtet und erforscht, daß er darüber nachsinnt und nähere Aufschlüsse begehrt? Sobald er eine gewisse Stufe des Alters erreicht hat, denkt er und wird das Streben nach höherer Erkenntniß und Kenntniß in ihm wach und dann immer stärker. Kann dies nur ein Zusammenspiel der Leibestheile bewirken? Ruht dies hauptsächlich oder einzig auf dem Volumen der organischen Theile, auf dem aufgenommenen Nahrungsstoffe und dem Stoffwechsel? Warum ist dann der Gedanken- und Ideenkreis der Menschen nicht gleichartiger, da doch ihre Körperbeschaffenheit, ihre Lebensweise, ihre Nahrung

so viele Aehnlichkeit hat? Das Naturreich lehrt, daß es materielle Stoffe, grob körperliche Organismen und Substanzen höherer Art, mit innerer Thätigkeit, mit innerem Leben gibt. Bei Betrachtung der Reihen der Naturkörper erkennen wir, wie sie immer höher und vollkommener gleichsam aufsteigen. Unter dem Naturwesen steht der Mensch sichtbar obenan; er ist das höchste, vollkommenste Geschöpf der Erde. Er existirt, wächst, lebt, ist thätig, hat Bewußtsein. Er ist die Spitze, die Krone der irdischen Naturentwickelungen und sein Organismus schließt alles in sich oder umfaßt geläutert und verfeinert alles, was sonst außer ihm ist, wie die Frucht alle Grundtheile und Säfte der Pflanze in sich begreift. In ihm konzentriren sich die Elemente der irdischen Stoffe und Kräfte. Ein Wesen (Grundwesen, Selbstwesen, Substanz), ein Subjekt mit Bewußtsein nennen wir eine Seele. Von unserer Seele wissen wir zunächst etwas ganz genau, nämlich — wie es ihr bei äußerlichen Einwirkungen (Erlebnissen, Schicksalen) zu Muthe ist, welche Gefühle und Gedanken sie dann bewegen. Von seiner Seele hat jeder Einzelne ein Gefühl, eine individuelle innere Wahrnehmung, eine Erkenntniß. So läßt sich nun folgen: 1) die Seele, damit und weil ihr irgendwie zu Muthe sein kann, weil und daß sie etwas empfinden und überdenken kann, muß doch irgend Etwas sein; und 2) unsere Seele, da sie der Dinge und Veränderungen um uns her bewußt wird, muß wirklich ein für äußere Einwirkungen empfängliches, befähigtes (receptives) Subjekt sein. Wir fühlen, verspüren innere Stimmungen und machen uns allerlei Gedanken dabei; wir machen tausenderlei

Wahrnehmungen um uns her und werden in gewisse Zustände versetzt. Dies beweis't zunächst das Dasein einer menschlichen Seele überhaupt. Diese unmittelbare Erfahrung ist die Grundlage und zwar die erste, zuverläßigste Grundlage von Untersuchungen über die Seele.

Weil eine solche Seele nicht sinnlich wahrzunehmen ist, so kann sie deßhalb noch nicht geleugnet werden. Sobald man mit dem scharfen Messer in das Innere des Leibes eindringt und das Wesen und Leben (bestimmte Qualitäten) der Seele genau suchen und beobachten wollte, so entflieht es augenblicklich. Wer sieht die Elektrizität, die magnetische Kraft? Und doch ist sie vorhanden. Die menschliche Seele ist thätig. Jede Thätigkeit geht von einem Seienden, von einem substantiellen Subjekt aus; ohne thätiges Subjekt gibt es keine Thätigkeit. Dieser Satz gewinnt durch seine Konsequenzen einen reichen Inhalt und Umfang.

Unsere Seele, nach einiger Entwickelung und Erstarkung Geist genannt, ist ein selbständiges, für sich bestehendes Wesen; denn a) der Geist betrachtet sich **als Subjekt** (Ich, inneres Selbst) und seinen Leib als Objekt, über das er verfügen, dem er sogar, wenn er will, Schaden zufügen (Verstümmelung, Selbstmord) kann; der Geist ist also mit dem Körper nicht identisch. — Der Geist benützt den Leib als Werkzeug, belebt und beherrscht ihn. Die den Körper bildenden Stoffe (Substanzen) sind wohl mit der Seelensubstanz annähernd verwandt, nicht gleichartig, aber auch nicht abstoßend. Jene aber sind in Folge ihres sichtbaren Stoffes und der von ihnen eingenommen Oertlichkeit ihr, der Seelensubstanz untergeordnet;

diese ist ein dem Leibesstoffe Verwandtes, gradweise über ihm Liegendes, sonst könnte die Seele mit dem Leibe nicht ein Ganzes, eine organische Einheit bilden. Der Geist ist die erstarkte Seele.

b) Er kann sich in gewissem Sinne von seinem Leibe von seiner Aeußerlichkeit scheiden, kann bei tiefem Nachsinnen, bei ernster Gedankensammlung und Gedankenarbeit sich von dem Leibe auf und in sich zurückziehen, so daß man mit sehenden Augen nicht sieht und mit hörenden Ohren nicht hört; auch ist er im Traume, dieser Uebung des Selbständigwerdens, oft sehr thätig, während der Leib ruht.

c) Der Geist erkennt sich unter allem Wechsel der Zeit und der leiblichen Organisation stets als derselbe. Er ist zwar ein wachsendes, immermehr selbständig werdendes Wesen; was er aber lange zuvor erlernt und erlebt hat, das ist stets sein individuelles Eigenthum. Die Einheit des sich rückerinnernden Ichs ist um so bedeutsamer und merkwürdiger, als die Physiologie darthut, daß das Stoffliche des Menschen durch die Stoffwechsel in einer Reihe von Jahren vollständig ein anderes wird. Der Geist vergegenwärtigt sich seine Kindheits- und Jünglingsjahre, er ist bei aller Veränderung des leiblichen Stoffes mit dem gegenwärtigen und früheren Ich ein und dieselbe Person. Das bewußte Seelenwesen ist ein in allen Stoffwechseln beharrendes Bewußtsein; die Seele ist nicht von Stoffwechsel, nicht vom Schicksal abhängig. Die Beschaffenheit unseres Seelenlebens ist von unserem Leibesleben abhängig, nicht aber das Wesen desselben. Auch hat die Seele eine gewisse Macht über den Körper. Beim Leibe und seinen Stoffen findet ein beständiger

Wechsel statt. Mein Leib war im 6., 8., 10., 40., 60. Jahre schon in Folge der Nahrung je ein verschiedener. Heute ist er nicht mehr ganz der nämliche wie vor 5 Monaten. Mein Geist, das in mir Denkende, erkennt sich aber immer als der Nämliche und erkennt nur die innerhalb seiner individuellen, realen Identität vorgehenden Veränderungen an. Mein Geist behält Vorfälle, die längst geschehen; er erinnert sich ganz genau derselben. Ist er auch an Bewußtsein und Erkenntniß vorwärtsgeschritten, so ist er doch im Wesen der vormalige. Ich schlafe ein, beim Erwachen bin ich kein — Anderer; ich bin der Alte geblieben.

Der bewußte Geist bleibt bewußt derselbe, wenn er auch innerlich voranschreitet und reift, intensiv wächst, erstarkt, Blüte und Kern wird. Hier haben wir eine in jedem Augenblick sich fühlbar machende Thatsache.

d) Die Gebrechen des Leibes, dessen Verfall bei Krankheiten oder im Alter beschädigen den Geist, seine lebhafte Regsamkeit und seinen Thätigkeitsdrang nicht als Regel ohne Ausnahme. Es gibt geistesfrische Greise und geistesrege Leidende, es gibt also bei physischer Schwäche ein ungeschwächtes Seelenleben. Wäre der Leib das geistige Selbst, so würde schon die Abnahme von Gliedern die Seelenkräfte offenbar vermindern. Die massive Gesundheit eines Athleten erhöht nicht — dessen geistige Kraft.

e) Es gibt sodann Geisteszerrüttungen, Seelenkrankheiten ohne erkennbares körperliches Kranksein. Sogar bei krankem Gehirn hat man einen kräftigen, unabhängigen Geist wahrgenommen. Dies ist ein entscheidender Beweis für dessen besondere Existenz.

f) Das unabhängige Werden und Sein des Geistes legt mir wirklich die Möglichkeit seines Fortbestehens nach dem Tode des Körpers nahe. Er könnte im Sterben seine Leiblichkeit verjüngen, könnte stofflich unbrauchbar Gewordenes nach und nach abstoßen und sich in feinere ätherische Stoffe (Substanzen höherer Art) neu kleiden. Was wir Sterben heißen, wäre dann — Uebergang in eine höhere Daseinsstufe.

Diese Gedanken wurzeln in allgemeiner Erfahrung, in den zahlreichsten Beobachtungen und in einfachen Schlüssen. Selbstbeachtungen und Zusammentragen von Selbstbeobachtungen liefern uns dabei immerhin ein — wenn auch lückenhaftes — Bild der Seele.

Es ist jedoch billig, auch etliche Hauptsätze der Materialisten zu hören: Der Geist ist nur ein Produkt des menschlichen Körpers, das Produkt der manchfaltigen Nervenerregungen. Er entsteht mit dem Keime des Organismus durch körperlichen, materiellen Akt, (die Conception), bildet sich mit dem Organismus, leidet unter dessen Krankheiten, altert mit ihm und vergeht, sobald der Organismus des Körpers sich auflöst. Es gibt:

a) in Wirklichkeit keine Seelenthätigkeiten, sondern diese sind nur die natürlichen Funktionen des leiblichen Organismus, die Resultate des Zusammenwirkens einer Vielheit von Atomen (Moleküle, Urstoffe), aus denen der Leib zusammengesetzt ist, — ein Komplex der in den einzelnen Bestandtheilen des Leibes webenden Kräfte. Die Zentralorgane des Nervensystems sind das Bedingende für diese sogenannten Seelenthätigkeiten. Diese sind nur

durch den Körper und so lange dieser dauert. Eine selbständige Seele gibt es nicht.

b) Kein Stoff — ohne Kraft! Stoff und Kraft, Passives und Aktives, dienendes und herrschendes Leben gehören zusammen. Der materielle Leib ist das Dienende. Der Stoff, der Körper wird beim Sterben von der Kraft geschieden. Die Kraft, der sogenannte Geist, ist dann ohne Dienendes, ohne Basis, also kann er nicht mehr bestehen, sondern er verweht, verflüchtigt sich und tritt in andere Stoffverbindungen, diese wieder kräftigend und beseelend.

c) Der Geist hat einen Anfang durch einen rein materiellen Vorgang; also muß er auch in Folge eines andern materiellen Akts, eines Verfalles, ein Ende haben. Was einen Beginn hat, hat auch einen Schluß. Wenn der Verband der Molekülen fällt, so müssen auch die psychischen Thätigkeiten aufhören. Die sämmtlichen Bestandtheile des menschlichen Körpers kehren beim Tode und Verwesen in die Natur zurück. Darum gibt es keine individuelle, persönliche Fortdauer einer Seele. Diese Sätze leiden an größter logischer Schwäche; sie sind nichts weiter als Behauptungen und Hypothesen und erscheinen mir weit weniger beweisbar als die obigen. Einen strengen, klaren Beweis mit überwältigender Ueberzeugungskraft kann der Materialist keineswegs durchführen.

Wer über sich selbst nachsinnt, der findet, der fühlt, daß er ein denkendes, wollendes Wesen ist, d. h. nach dem Sprachgebrauche ein Geist. Dieses Etwas in uns, dieser Geist, kann die Dinge um uns her wahrnehmen, beobachten, gebrauchen, kann mit Bewußtsein nach etwas streben, kann sich selber erkennen. Unsere Natur kann uns zu etwas

anregen und anreizen; wir können aber diesen Reiz bemeistern, unterdrücken. Vor allem läßt sich nun sagen, daß dieses den Leib durchdringende und regierende Etwas, dieses Wesen, diese Substanz eine reale Kraft ist. Sie ist da; ihre Existenz ist erwiesen.

Es ist wahr, ohne meine leiblichen Sinne in normalem, gesundem Zustande, kann ich nicht sehen, hören, empfinden; ohne des Leibes Glieder kann ich nicht stehen, laufen, sprechen, trinken. Aber spricht, sieht, hört eigentlich der Leib? Denkt mein Blut, mein Gehirnstoff, mein Nervensystem? Ich kann mich längst vergangener Begebenheiten und Gefühle erinnern; ich kann mit meinen Gedanken in die Ferne uud in die Zukunft schweifen. Wie sollte die leibliche Beschaffenheit dies bewirken? Mein Fuß, meine Hand bewegt sich nicht, bis **ich** will; mein Körper legt sich nicht, wenn **ich** nicht will. Der Leib wird von Etwas regiert, durchströmt. Kaum regt sich ein Begehren, ein Entschluß im Innern und schon zuckt das Auge, regt sich die Hand, röthet sich oder erblaßt die Wange. Ein Schall klingt ins Ohr, ein Lichtstrahl fällt in die Pupille und urplötzlich knüpfen sich daran Vorstellungen, Gefühle, Willensbedingungen. Bangigkeit, Aufregung, Unruhe, Wohlbehagen, Gedanken, Hoffnungen regen sich in uns; jedermann fühlt, daß sein innerer Organismus belebt ist, daß eine Kraft den Leib erfüllt, lenkt und daß der Körper dieses fühlende, denkende, thätige Etwas nicht ist.

Fehlerhafte Bildungen des Leibes erzeugen auch Schwächen diesem Innern, dieser Kraft. Krankhaftes Blut macht den Menschen elend, matt, rasend sogar; ein

heftiger Schlag auf den Kopf betäubt ihn und bringt ihn wohl zeitweise um das Bewußtsein, um den Verstand. Man ersieht daraus, daß, wenn das Werkzeug unbrauchbar geworden ist, das innere Ich sich nicht naturgemäß äußern und entfalten kann. Der menschliche Körper ist das Ich nicht; etwas Besonderes belebt ihn.

Daß sich der Mensch als ein innerliches Selbst oder Ich von seinen ihm werkzeuglich angehörigen Aeußerlichkeiten und den Außendingen unterscheiden kann, daß er sich von ihnen in sich zurückziehen, ja feindlich und zerstörend gegen diese zu verhalten vermag, dies zeugt faktisch gewiß von einem eigentlichen, selbständigen innern Ich oder Wesen, von der Seele oder dem Geiste. Eine Gedankenarbeit fesselt mich; ich denke scharf über etwas nach. Mein Auge und Ohr vernimmt nichts, was in meiner Nähe stattfindet. Kein Lichtbild, kein Schall dringt in meine Seele. Diese ist also mit dem Körper nicht identisch, nicht Ein- und Dasselbe, sondern ein von ihm Unabhängiges oder unabhängig Geordnetes. Eine beschämende Vorstellung röthet das Angesicht, eine schmerzliche erzeugt Thränen, eine schreckhafte läßt die Wangen erbleichen, die Haare sträuben sich, die Glieder beben und zittern. Der Leib ist von einem Innern abhängig; der Materialist kann nicht beweisen, daß der Geist nicht wirklich existirt, daß die Seele nicht für sich besteht.

Ich beachte den Traum. Das Auge des Schlafenden und Träumenden sieht keine Außendinge; der Träumende sieht, erkennt, denkt dennoch rege Gestalten und Bilder. Kommen diese von der leiblichen, ruhenden, erschlafften Organisation her? Gewiß nicht. Dieser Umstand

weist besonders darauf hin, daß im Leibe ein Etwas, ein Selbständiges lebt und thätig ist. Sinnige Traumbilder könnten ohne dieses reale Etwas nicht entstehen!

Wäre der Traum ein Werk der leiblichen Organisation, so müßte er regelmäßig eine Fortsetzung der Beschäftigung vor dem Schlafen sein, oder ein Ergebniß der Körpertheile und ihrer Beschaffenheit. Träume versetzen uns aber in Lagen und Verhältnisse, die mit der vorangegangenen Tagesarbeit in gar keiner Verbindung stehen. Nicht jeder Traum ist ein Wirrwarr von Bildern, eine Mischung von abgeschmackten Gedankenverbindungen. Ich habe im Traume gelustwandelt, gekämpft, geredet, gezankt, geliebt, Personen gesehen, Leichenzüge wahrgenommen, Verse gedichtet, die ich am Morgen noch im Gedächtnisse hatte; dies kann von der Beschaffenheit des Körpers gar nicht herrühren. Gerade der Traum macht das Vorhandensein eines gewissen selbständigen Etwas im Leibe zur Gewißheit, setzt es ganz außer Zweifel. Und dieses Etwas ist die Seele, die erstarkt geworden Geist genannt wird, ein Selbstbewußtes-Ich. Das ist mir jetzt eine unumstößliche Ueberzeugung, gestützt auf — Erfahrungen.

Der Traum — man denke doch auch an Träume der Blinden! — ist ein schlagender Beweis für die Existenz eines Geistes im Menschen. Wenn der ermattende, Erholung bedürfende Leib im erquickenden Schlummer ruht, während seine Funktionen, der Blutumlauf, der Lauf seiner Säfte, der Schlag des Herzens, die Bewegung der Lungen u. a. mechanisch fortgehen, erzeugt der selbständig gewordene Geist Anschauungen, Bilder, Handlungen und

Ideen, jetzt geordnet in der schönsten Reihenfolge, dann im Durcheinander, hier einzeln, dort in Gruppen und selbst Vorfälle, die erst wurden, hat er erschaut. Ja, der Geist, das Selbstbewußtsein mit seinem reichen Inhalte ist etwas Gewordenes, Erstarktes, ist etwas Reales.

Der Materialist hält nur das für real, für wahrhaft Seiend, was er mit den Sinnen wahrnimmt, was stofflich existirt. Aber ist denn der Gedanke nichts Wirkliches? Im lebendigen Organismus des Menschen gibt ein Unsichtbares sichtbare Zeichen seiner Existenz.

Geht jemand an hellem Tage an einen abgelegenen dunkeln Ort (Kammer, Keller, Wald), mit dem Vorsatze, in aufrechter Stellung nichts zu denken, so wird er bald die Unmöglichkeit davon inne. Je stiller, ruhiger die Umgebung des Menschen ist, desto lebhafter wird er im Innern. In der Zurückgezogenheit von der Außenwelt findet man die größte Kräftigkeit und Lebendigkeit des Denkvermögens. Die chemischen Elemente Kohlenstoff, Calcium, Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff, Natrium, Eisen, Chlor, u. s. f. wechseln beständig ihre Formen; aber was hat dies mit dem Gedankenleben, mit den Vorgängen des Geistes zu thun? Trotz alles dessen, was stofflich kommt und geht, hält die Seele ihre Erkenntnisse und Ideen, ihre Erlebnisse fest. Der Begriff Körper, Leib, erschöpft den Begriff Mensch nicht; die innere Substanz und Realität, das Ich gehört wesentlich dazu. — Doch wie? Ist ein neugebornes Kind viel mehr als ein Fleischgebilde? Sieht nicht jedermann, daß mit dem Leibe auch der Geist

wächst und erstarkt? Und nehmen nicht mit den leiblichen Kräften die geistigen wiederum ab? Der Greis wird schwach; das Gedächtniß versagt, seine Urtheilskraft wird matter, seine Thatkraft verliert sich. Also: die Seele entstand mit dem Körper und vergeht mit ihm? Mir wird bei diesem Nachdenken der Gedanke klar: Der Leib ist das sichtbare, thatsächliche Organ und der Wohnsitz des Geistes. Dieser bedarf des irdischen Körpers zur irdischen Thätigkeit, zum irdischen gegenseitigen Verkehr. Durch langwierige Krankheit und durch Alter wird der Leib in seinen Theilen gewöhnlich nach und nach untauglich und der Geist in seinen Funktionen gestört und gehemmt. Schon im Alter erfährt der Leib einen augenfälligen Auflösungsprozeß. Die Muskeln und Nerven, das Blut und alle Gefäße vertrocknen, verwelken, ersterben allmählich. Doch — diese Erscheinungen sind doch nicht allgemein. Es gibt Greise, deren Geist dem Hinfall des Leibes Hohn zu sprechen scheint; es gibt kränkliche Personen voll Witz und Verstand; es gibt Leute, die bis zum Augenblick des Todes das Bewußtsein behalten. Solche — zahlreiche — Beispiele beweisen etwas in der That Unverwüstliches, dem Geschicke der physischen Aeußerlichkeit nicht Unterworfenes im Menschen. Auf keinen Fall kann man erfahrungsgemäß sagen, es sei Naturgesetz und Regel, daß Körper und Geist in demselben Verhältnisse abnehme und so — sichtbar an einander gebunden — in Gemeinschaft auch untergehen. Im Tode erlischt allerdings die seitherige Individualität, die irdische Persönlichkeit, die Verbindung des Leibes und Geistes. Aber den Untergang

des letzteren beim Verfall des Leibes, beim Sterben kann ich noch nicht daraus folgern.

Verliert ein Greis seine Gedanken, sein Gedächtniß, sein Gehör und seine Sehkraft, so verliert meines Erachtens eigentlich nur die gröbere Organisation, die gehörige Beschaffenheit, um das taugliche Organ des Geistes für die Naturverbindung zu sein. Bei einem schwachsinnigen Greise hat — wie mir als möglich und wirklich vorschwebt — nicht der Geist an und für sich Noth gelitten, sondern nur seine Organe sind unbrauchbar geworden, wodurch der Geist sich im Erdenleben offenbart, mit der Außenwelt verkehrt. Der Leib wird zerrüttet und versagt den vormaligen Dienst; aber die innere Denkkraft regt sich fort; der Geist zeigt einen fortdauernden Thätigkeits- und Schöpferdrang. Ein Maler, der blind und in der Hand gelähmt wird, fühlt sein kunstliebendes Ich nicht vernichtet. Kann der Geist die Verbindung mit den sinnlichen Organen nicht mehr benützen, weil diese Werkzeuge beschädigt sind, so ist das Nichtswerden des Innern damit noch nicht konstatirt. Der dienende Organismus ist dem Geiste zu seinen menschlichen Leistungen unentbehrlich; aber der größte Virtuos kann auf seinem verdorbenen Instrumente nichts Ausgezeichnetes mehr leisten.

Der Geist des Mannes, des Greisen hat mit der Zeit eine gewisse Stufe der Bildung, der Stärke, der Einsicht, des Wissens, der Reife errungen; der Körper dagegen ist mit den Jahren welker und schwächer geworden. Die Vermögen der Reizaufnahme des letzteren verloren unter der täglichen Arbeit, Anstrengung und Mühe

an Empfänglichkeit für die Eindrücke der Außenwelt. Bei diesem umgekehrten Verhältnisse tritt allmählich im Alter die Untauglichkeit des Leibes als des Organes für den Geist nur um so mehr hervor. Die Abnahme des Körpers ist etwas Wirkliches, die Abnahme des Geistes kann aber nur etwas Scheinbares sein. Jener verliert an Frische und Kraft, während es sogar möglich wäre, daß dieser, der Geist, an Selbständigkeit und Vervollkommnung gewänne.

Je älter der Mensch wird, desto weniger ist er abhängig von der Sinnlichkeit. Während sich die Sinne abstumpfen, tritt bei dem an Leib und Geist gesunden Greise die Vernunft immer voller hervor. Die geistige Ruhe und Verschlossenheit des hohen Alters gründet sich auf ein konzentrisches Zurückgezogensein in das Innere, obschon die Thätigkeit des Geistes nach außen hin nicht mehr so beweglich und kräftig sich kund geben kann, da das Band zwischen Leib und Seele sich gelockert hat. Auch die Pflanze gibt hiezu ein Analoges. Was das Getreidekorn bildet und liefert, war zuvor mit dem Safte des Halmes vereinigt. In der Zeit des Wachsens bildet sich der Kern; er wird milchig, dann fester und zugleich freier von der Hülle, während der Halm vertrocknet und gelb wird. Es erscheint mir nach dieser Lehre, nach diesem Fingerzeige der Natur nicht absolut nothwendig, daß der Geist mit dem Fleischkörper zugleich untergehen müsse.

An manchen dem Sterben nahen Kranken hat man die Beobachtung gemacht, daß bei ihnen, wenn Gehirn und Nerven nicht litten, die Denkkraft klarer, schärfer und umfassender wurde, daß Wahnsinnige oder Irre wieder

ruhig und vernünftig wurden, wie sie dem Tode sich näherten. Daraus läßt sich der Schluß ziehen, daß der Geist bei beginnender Trennung und Ablösung von dem krankhaften Leibe unabhängiger, freier, ungehinderter wurde. Dies ist ein höchst bedeutsamer Punkt für den Unsterblichkeitsglauben oder gleicht diese Erscheinung nur einem nochmals heller aufglimmenden Lichte, das hernach ganz verlischt?

Im Tode zeigt sich die -- Hinfälligkeit des Leibes, des Werkzeuges; aber auch die Hoheit und Macht des Geistes, der das Werkzeug zuvor belebte, regierte. Ueber den Tod, über das Sterben hat man recht einseitige Ansichten. Man hält sich an das schreckhafte Aeußere und übersieht inhaltsvolle Erfahrungen dabei. Es läßt sich bei nicht wenigen Sterbenden wahrnehmen, wie sie ihr Bewußtsein bis zum Augenblicke des Todes behalten, wie sich bei körperlicher Kraftabnahme die Klarheit des Geistes steigert, wie sie — nach ihrer Aussage — ein hohes Wohlgefühl durchströmt. Manche, die einen Sinn, eine Kraft eingebüßt hatten, erlangten ihr Gehör (Beethoven), ihr Gesicht (Seb. Bach), ihr Gedächtniß, ihre Sprache wieder; andere bestimmten genau die Stunde ihres Todes (Jakob Böhme), hörten eine herrliche Musik. Wahnsinnige wurden etliche Tage vor dem Abscheiden wieder verständig. Nicht selten haben Sterbende ein Ferngesicht, ein Schauen erlebt, das sie beruhigte; eine sterbende, um ihren Sohn bekümmerte Mutter sah diesen im Geiste und lächelte über seinen Anblick. Es ist eine überaus wunderbare Erscheinung, wie im Sterben der Geist die Flügel regt; mit der Abnahme der leiblichen Kräfte wachsen, konzentriren, verklä-

ren sich die geistigen Fähigkeiten. Aerzte, welche häufig Sterbende beobachtet haben, berichten, wie diese erklärten, es sei ihnen ganz leicht und wohl, trotzdem daß Zuckungen ihre Gesichtszüge entstellten und ihre Augen sich drehten; sie nannten ihren Zustand schmerzlos und angenehm. Wie also der Epileptische von den Zuckungen nichts weiß, die den Umstehenden Entsetzen und Mitleid einflößen, so fühlt der Sterbende nichts vom Todeskampfe. Interessant sind die letzten Worte vieler Sterbenden: Wie wohl ist mir (1864 Meyerbeer)! Andere sagten: O Gott, wie schön ist das! — Sehet ihr den Engel? — Ein Lehrer sprach! Sonderbar, ich soll sterben und ich fühle mich so wohl und glücklich! Der Geist, im Gefühle der Entbindung, befindet sich in vielen erkennbaren Fällen in freudiger Stimmung, im Entzücken. Was aus dem Geiste wird, das steht freilich nicht als Thatsache vor uns. Der Leichnam ist eine starre, träge Masse, die im Grabe verfällt. Allein aus diesem Vergehen kann ich das Vergehen des Geistes noch nicht folgern, sondern zunächst nur: Der Körper, der den Geist verliert, verliert das Organisirende, die Gaben des Geistes und dieser entbehrt nunmehr — das Unterstützende, das Bedingende zur Wirksamkeit im irdischen Leben, wie das Hemmende und Drückende des Leibes. Ich kann doch nicht sagen: Weil die Seele nach dem Sterben nicht mehr im Leibe sich äußert und nach außen wirkt, so ist sie nichts geworden. Nein, falsch ist der Schluß: Weil der Geist im Tode des Leibes das Mittel der sinnlichen Aeußerung auf Erden einbüßt, so existirt er nicht mehr. Viel näher liegt die Wahrscheinlichkeit: Im Tode ändert der Geist die Form seiner seitherigen

Existenz. Die feinere Substanz löst sich von dem gröberen Stoff; jene ist während des Lebens kräftiger, reifer und selbständiger geworden. Sie schält sich jetzt los von den Banden des Fleisches. Im Tode kehrt das Irdische wieder zur Erde zurück; was aber aus der Leibeshülle heraustritt, **aufersteht**, das paßt nach den Gesetzen der Natur gerade dahin, wo höhere, gleichartige Substanzen und Kräfte weben. Das erscheint mir als — möglich. Die Fortdauer des menschlichen Geistes ist demnach glaubwürdig; denn sie ist innerlich möglich.

Die Beobachtung und Erfahrung lehrt ferner, daß die Seele, welche sich Schritt für Schritt mit dem Körper entwickelt, unsichtbar ist; aber so gewiß sie Etwas ist, ein Gewordenes, ein Produkt, eine Kreatur der höchsten Art auf der Erde, so bestimmt ist sie auch in gewisser Hinsicht etwas fein Materielles, etwas — Aetherisches; sie ist nicht dem Leibesstoffe Gleiches, aber auch nicht absolut von ihm Verschiedenes; sie ist des Leibes Blüte, ein gradweise über ihm Liegendes. Sonst könnte sie nicht mit dem Leibe zu einem Ganzen, zu einer organischen Einheit verschmolzen sein. Man hat früher darauf ein besonderes Gewicht gelegt, daß man sagte, die Seele sei ein einfaches, unkörperliches, untheilbares und darum unvergängliches Wesen. Was ist jedoch damit gewonnen? Ich kann recht gut annehmen: Auch die Menschenseele ist Stoff, doch wie der Lichtstoff, ein Stoff höherer Art. Alles, was ist, das ist — Stoffliches; wir kennen auf der Erde nichts, das nicht Stoff wäre. Daraus darf die Endlichkeit, die Vergänglichkeit der Seele noch nicht geschlossen werden. Die Materialisten reden ja selber von der Ewigkeit des Stoffes.

Das eigentliche Wesen der Dinge ist uns nicht bekannt. Wir wissen zum Beispiel, daß etwas Salz, Gold, Silber, Stein ist, weil wir diese Stoffe äußerlich kennen; aber das eigentliche Wesen, die Substanz des Salzes, der Metalle, der Steinarten kennt niemand. So verhält es sich auch mit der menschlichen Seele. Die Beschaffenheit, das wahre Wesen des in uns denkenden und fühlenden Subjekts werden wir wohl nie auf der Erde ergründen und doch darf uns dieser Gedanke von der Erforschung unseres Seelenlebens nicht zurückhalten. Nahe liegt, daß die Seele unter allen irdischen Dingen und Wesen die feinste, höchste, vollendetste Kraft und Spitze aller irdischen Substanzen ist.

5. Ehe wir in der Betrachtung und Untersuchung weiter schreiten, möchte ich auf einige Ausdrücke aufmerksam machen. Im Sprachgebrauch nehmen wir Seele und Geist gleichbedeutend. Sonst hat man schon Seele und Geist unterschieden, als ob der Geist gleichsam der Kern oder das Mark der Seele, diese die Hülle des Geistes sei; Heb. 4, 12. 1. Thess. 5, 23. Darnach schließt die Seele den Geist in sich und der Geist hätte die Seele zu seinem nächsten Organe. Die Seele wäre das vermittelnde Glied des Geistes zum Körper. Ich lege auf diese Dreitheiligkeit des Menschen kein besonderes Gewicht (Leib, Seele, Geist). Ich betrachte den Menschen als ein zweitheiliges Wesen. Die Seele ist das Belebende des Leibes; sie entwickelt sich mit dem Leibe. Der Geist ist die zu höherer Reife und Vollkommenheit gelangte Seele. Der Geist ist die entwickelte, Gott erkennende Seele. Ohne Seele — kein

Geist. Geist ist der Begriff höherer Potenz; er ist — Blüte und Frucht der menschlichen Organisation. Im älteren Menschen hat sich der Geist entfaltet; im kleinen Kinde ist die Seele. In den kleinsten Kindern, in den Kretinen hat sich der Geist noch nicht entwickelt; aber der Keim oder die Möglichkeit zur Entwicklung ist dennoch vorhanden. **Ob** die Entwicklung vor sich geht, können wir bejahen, wenn wir gefunden, bewiesen haben, daß wir unsterbliche, persönlich fortdauernde Wesen sind; **wo** sie statthaben wird, wissen wir nicht. Bei unserer Unsterblichkeit des Geistes werden uns wohl die Gestirne nicht umsonst zublinken.

Ich wiederhole mit Absicht.

Es gibt Gelehrte, welche zwischen **Seele und Geist** unterscheiden. Theils beruht dies auf einer biblischen Exegese (1 Thess. 5, 23; animus, spiritus; psyche, nous), theils auf einer philosophischen Hypothese. In jenem biblischen Sinne wäre der Geist der Kern oder das innerste Wesen der Seele; er wäre die Seele, die sich besonders auf und nach Gott richtet, sich gern vertieft in Gott und göttliche Dinge und in Gott lebt, gedeiht und sich glücklich fühlt (göttliche Denkrichtung, himmlische Gesinnung.) Philosophisch wäre die Seele die nächste Hülle oder das Kleid des Geistes. Der Leib, heißt es, sei nach seinem irdischen Stoffe zu grob, zu materiell für die Verbindung des Geistes mit ihm. Da sei die Seele das vermittelnde Glied, das einigende Element. Die Seele wäre der innere Leib, der Körper die äußere Schale oder Hülle beider. Diese Ansicht hat jedoch nichts Besonderes für sich. Wer kann nachweisen, daß der Leib, diese Spitze

der natürlichen Stoffe, diese Krone der natürlichen Erdengebilde, für die Verbindung des Geistes mit ihm zu derb und rauh ist? Ich fasse den Menschen einfach als Zweiheit auf, nicht als Dreiheit. Jeder Stoff birgt Kraft und ist der Träger einer spezifischen Kraft; so auch der Leib. Im Leibesstoff flutet und webt die Seele. Die bewußt gewordene Seele aber ist der Geist, der Denkende in uns, ist das Gott erkennende, die Außenwelt wahrnehmende, mit Verstand redende und schließende Wesen in uns.

6) Die Mehrheit des Volks glaubt an die persönliche Fortdauer der Seele; man spricht und predigt allwärts von der Auferstehung. In Betreff des Auferstehungsglaubens herrscht aber unter dem Volke eine große Unklarheit. Viele schreiben dem Körper Auferstehung und der Seele Unsterblichkeit zu. Gehen etwa die Seelen ohne Leib sogleich ins Reich der Ewigkeit oder erst, wenn der Leib nach der Verwesung wieder mit ihnen vereinigt ist? Sonderbare Frage! Man spricht sodann von der Auferstehung am jüngsten Tage, am Tage des Weltgerichts, bei der Wiederkunft Christi. Wo bliebe inzwischen der Geist? Oder was ist unter dem jüngsten Tage zu verstehen? Kann es einen Seelenschlaf geben? Ist ein bewußtloser Fortschlummer der Geister Jahrtausende hindurch nicht ein Unding? Ich frage weiter: Bedarf denn der Geist überhaupt des aufgelösten, vermoderten Staubleibes und seiner irdischen Elemente zum Fortleben? Jesus lehrte die Auferstehung. War ihm der Ausdruck ein volksfaßliches Bild für die geistige Fortdauer? Ich sehe in den Worten des Apostels Paulus schon einen philosophischen Fortschritt. Aus dem verweslichen, mit einem

Samenkorn verglichenen Leibe läßt er ein Unvergängliches, Unverwesbares hervortreten, auferstehen. Ich stelle mich für den Augenblick — etwas vorausblickend — auf den Standpunkt des Unsterblichkeitsglaubens und fasse dies so auf: Gleichwie das Saatkorn den Keim zu einer neuen Pflanze in sich trägt, die nicht im Schoß der Erde verborgen bleiben soll, sondern an das Licht kommt, sich entwickelt, Blüten entfaltet und Früchte treibt, so trägt der irdische Leib den Keim zu einem neuen, schönen, vollkommeneren Gebilde für ein höheres, himmlisches Leben in sich. Ein Ei ist ein ebenso passendes Gleichniß für ein neu-werdendes Leben. Das für den folgenden Zustand Unbrauchbare, nur hier auf Erden nothwendig Gewesene, der Leib als vergängliche und abgelegte Schale, kommt in das Grab. Ich finde es naturgemäß: In jeder Materie steckt oder wohnt eine Kraft; es gibt gar keinen Stoff ohne Kraft. Je roher oder je vollkommener die Materie, desto tiefer oder höher steht auch die Kraft. Wie der menschliche Leib der vollendetste auf Erden ist, so ist auch die ihn bewegende Kraft, die sich mehr und mehr in ihm ausbildete, die vollendetste. Was im Tode des Menschen begraben wird, das verbleibt als irdischer Stoff der Erde; Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht erben. Der Leib stirbt und verwes't im Grabe. Was ins Grab gelegt wird, das steht nicht mehr auf als einstiger Bestandtheil zum Fortleben des Geistes in der Ewigkeit. Die zur ferneren Entwickelung des Geistes, zu seinem Fortleben in der Ewigkeit wesentlichen Keime und Elemente eignet er sich bereits während des Erdenwallens an. Die

Stoffe des Leibes mögen in die Erde, ins Pflanzenreich, in die Luft übergehen; doch was zur Hoheit, Würde, Lieblichkeit des künftigen Organismus, des künftigen Menschen ließe sich sagen, tauglich und nöthig ist, das ist im Lebensprozeß bereits vor sich gegangen. Die Lehre von der Auferstehung des Leibes ist idealer aufzufassen; so wie sie im Volke geglaubt wird, ist sie oberflächlich und grundlos. Während des Erdenlebens sondert sich vom Leibe ab, was zum Geiste paßt. Was sich absondert, eine Kraft, die aus einem für menschliche Augen unsichtbaren Stoffe bestehen wird, das eben macht den Körper zu einem Leichnam (pneuma, Geist). Mir ist nun klar: Wie das Samenkorn im Erdboden unter dem Einflusse der Wärme, der Feuchtigkeit, der Bodenkräfte und unter der Wechselwirkung verschiedener Stoffe zu einer neuen Form (Halm) sich entwickelt, so entwickelt sich während des Lebens in der Luft, unter der Arbeit des Menschen die innere Kraft zur höheren Gestaltung. In der Todesstunde ist der Geist zur Ablösung von seiner irdischen Hülle vollständig gereift: Meine Todesstunde ist eine Auferstehungsstunde. Die Absonderung der feineren Theile erfolgt demnach nicht erst in der Todesstunde, im Grabe, sondern sie erfolgt während des Lebens nach und nach und wird im Tode vollbracht, abgeschlossen. Dies ist eine vernünftige Erklärung der Auferstehung; darauf kann ich fußen, sonst auf keiner anderen.

Es sind also falsche Vorstellungen, wenn es in Kirchenliedern heißt: Auferstehn, ja auferstehn wirst du, mein Staub, nach kurzer Ruh! — Wenn ich im Grabe genug geschlummert habe, erweckst du mich! —

Wenn einst in meinem Grabe des Todes stille Nacht ich durchschlummert habe, so weckt mich Jesu Macht. Ja, ja, mein Leib wird leben, wenn ihm mein Heiland ruft! — Begrabt den Leib in seine Gruft, bis ihm des Richters Stimme ruft! Aus Staube schuf ihn ja der Herr; doch nun wird er vollkommener durch die Verwesung; er erwacht zum Leben aus des Todes Nacht. — Ruhet wohl, ihr Todtenbeine, in der stillen Einsamkeit, ruhet, bis der Herr erscheine einst am Ende dieser Zeit euch, die Nacht und Gräber decken, durch der Allmacht Ruf zu wecken! Die Auferstehung des Leibes muß bezüglich des Stoffes und der Zeit anders gefaßt werden. Seine, der Seele verwandten und zum Fortleben derselben taugenden Grundkräfte lösen sich nach und nach auf und verbinden sich mit ihr nicht nach der Verwesung des Leibes im Boden, sondern schon während des irdischen Wirkens. Was ins Grab kommt, ist schlechtweg materiell, grobstoffig und taugt nicht zum — himmlischen Fortleben.

Man vergleicht öfters den Puppenzustand der Raupe mit dem Tode. Dies Bild ist jedoch nicht passend. Die Raupe ist in ihrer Verpuppung nicht todt; sie lebt im engen Haus, ein geheimnißvolles Werden entfaltend, als eingesponnene Raupe wirklich fort. Der Schmetterling ist freilich eine andere Lebensform der Raupe. Das aber läßt sich auch hier sagen: Was früher kroch, fliegt jetzt mit leichten, farbenreichen Glanzschwingen von Blüte zu Blüte; was zuvor Blätter zernagte, ist der groben Nahrung nicht mehr bedürftig, sondern sättigt sich vom süßen Dufte und Blumenstaub. Aus einer niederen Lebensform ist eine höhere geworden.

7. Ich gestehe, je länger ich darüber nachsinne, desto mehr wird es mir deutlich: Gott und Unsterblichkeit sind zwei Gedanken im Bunde; wer den einen verliert büßet den andern auch ein. Der Glaube an Gott legt den Glauben an die Unsterblichkeit näher. Zwar könnte ein Atheist trotz seiner Gottesleugnung doch noch seine Fortdauer annehmen; ebenso könnte ein Leugner der persönlichen Fortdauer an einen Gott glauben. Mir scheint der Glaube an einen Gott ein besonderes klares Licht auf den Unsterblichkeitsgedanken zu werfen. Aber — gibt es auch einen Gott?

Der im Menschen vorhandene Geist setzt für das philosophische Denken einen ewigen Geist voraus, eine Ursache alles Seins und Werdens. Die Welt, ihre erhabene, gesetzvolle Einrichtung, ihre Größe und Unendlichkeit, die Majestät des Lichts, ihre streng regelrechte Ordnung leitet den denkenden Menschen zu der Ueberzeugung, daß hinter und in der Welt der sinnlichen Erscheinungen eine Geistesmacht steht, welche die Welt zu dem macht, was sie ist. Mir predigt die Natur: Es ist kein Gott! Der Geist in der Menschheit fordert mit Nothwendigkeit den ewigen Geist. Die Welt, die Natur ist die lebendige Offenbarung Gottes.

Ein Leben ohne Gottesmacht,
Das gliche einer dunklen Nacht
Und wenn's verging in Moderduft,
Wär' auch der Erdball nichts als Gruft,
Des Menschen Schöpfung (Wirken) nichts als Spiel;
Mir ahnt ein ewiges Lebensziel!

Wer die Existenz Gottes bezweifelt und leugnet, der

sagt: Die Welt ist einmal da; woher sie kam, brauche ich nicht zu wissen. Sie ist ewig, alle Dinge in ihr sind eben vorhanden, verändern ihre Formen, vergehen. Allein wer tiefer denkt und einen innern ursächlichen Zusammenhang sucht, der kommt auf: Gott. Gott ist das erhabenste Wesen, das der Mensch sich denken kann, die einzige vernünftige Ursache der Welt, ihr Schöpfer, ihr intensives Band, der Grund der in ihr waltenden Gesetze. Haben sich wohl die Dinge, die Körper, Formen und Produkte selbst erzeugt? In der Natur herrscht Ordnung, Plan, Zweckmäßigkeit; ist dies alles Zufall? Die letzte Ursache der Materie und der in ihr lebenden Kraft, das Wesen, von dem alle Formen und Gesetze, alle Kräfte und Eigenschaften der Dinge ausgingen, durch welches die Formen entstanden sind und sich erhalten, ist nach menschlicher Fassung — Gott. Die Naturgesetze sind für mich der Odem Gottes, der die Erscheinungswelt ordnend, bewegend, gestaltend und erhaltend durchweht. Ohne Gott finde ich mich in den Erscheinungen der Natur nicht zurecht; ohne Gott weiß ich nicht, was und wozu ich bin. Dunkelheit und Finsterniß umgibt mich, wenn ich Gott leugne. Zwar begreife ich wohl: Es könnte einen Gott, einen persönlichen Gott geben und ich könnte doch im Tode vergehen, also nicht unsterblich sein.

Nach meiner ganzen Lebens- und Weltauffassung gehört es zum wahren Wesen des Menschen, daß er fähig ist, ein höchstes Wesen, Gott zu erkennen, Gott wahrzunehmen und zu ahnen in der Schöpfung, im All der Natur; daß er ihn vernimmt in der Menschengeschichte, die sein Geist im großen vorwärts leitet und die sich in

den Kulturstufen reich entwickelt hat, daß er ihn fühlt im eigenen Gemüthe, in der Vernunft, die ihm mahnend predigt: Es ist ein Gott! Ja, Gott kannst Du allenthalben finden und schauen, wo Du auch sein magst. Der Begriff von Gott ist nicht nur die höchste Idee des Geistes, sondern auch der Schlußstein aller menschlichen Erkenntniß und der Rückhalt der edelsten, reinsten, schönsten Empfindungen, Bestrebungen und Hoffnungen und der Glaube an Gott begründet auch die höchste Glückseligkeit. Wie die Begriffe des Verstandes in den Ideen von Gott und Unsterblichkeit, so gipfeln sich auch die köstlichen Gefühle im Glauben an Gott und an eine Fortdauer. Wer Gott leugnet, der drückt und zwingt widernatürlich seine eigene Wesenheit; sollte es anders sein, wenn ich meine Unsterblichkeit in Abrede ziehe?

Ich kann — das fühle ich allerdings — einen eigentlichen (mathematischen) Beweis für das Dasein Gottes und für die Unsterblichkeit des Geistes nicht führen; aber der weiseste Philosoph ist auch nicht im Stande, das Gegentheil zu beweisen. Dieser Umstand lehrt uns Menschen, daß wir auf einer niederen Stufe der Erkenntniß, des Bewußtseins stehen: denn wären wir auch unsterblich, so könnten wir doch in diesem Leben als ein irdisches Gebilde zur unmittelbaren Erkenntniß des Ueberirdischen — hier — noch nicht reif sein.

Je mehr ich indeß über einen Zweck der Welt, über das Wesen des menschlichen Geistes und über die Frage der persönlichen Unsterblichkeit nachdenke, desto mehr wird mir klar, daß die Verhandlungen keineswegs zu Gunsten des Zweifels und der Negation ausfallen. Vielmehr be-

leben die Resultate des philosophischen Denkens die Ueberzeugung oder die Wahrheit der Idee persönlicher, geistiger Fortdauer.

Diesen Abschnitt schließe ich mit einigen Hauptsätzen über das Leben unseres Geistes.

a) Von dem Dasein einer Seele gibt jedem Menschen zunächst sein Selbstgefühl, sein eigenes Bewußtsein Kunde.

b) Die menschliche Seele ist eine Substanz; sie hat ein Sein und jedes Seiende hat gewisse Qualitäten. Es gibt körperliche und geistige Substanzen.

c) Bei der menschlichen Zeugung existirt die menschliche Seele als solche schon entwickelt nicht. Eine Substanz, ein Subjekt von allgemeiner qualitativer Beschaffenheit entwickelt und gestaltet sich nach und nach — unter dem Einflusse des mütterlichen Leibes — im kindlichen Leibe.

d) Alle wesentlichen Kräfte, die im Menschen zu Tage treten, müssen keimlich schon im Embryo (Leibeskeim) liegen. Im Keime des Menschen sind Materielles und Geistiges, Stoff und Kraft beisammen in Einheit. In beständiger Wechselwirkung miteinander gewinnen Seele und körperlicher Organismus, Aktives und Passives immer mehr an Energie.

e) Die Seele ist später das, was sie durch die Einwirkung und durch die Einflüsse der körperlichen Organe und deren Substanzen wird und geworden ist. Durch die Eindrücke von außen, durch die eintretenden Wechselwirkungen werden in der Seele Fähigkeiten, Qualitäten geweckt. Das vorher nur mögliche wird allmählich wirklich, die Fähigkeit wächst zum Vermögen.

f) Die Seele des Menschen, zuerst von der Sinnenwelt und den Thätigkeiten körperlicher Organe abhängig, ist eine in sich selbst erstarkende Kraft und Wesenheit und wird im Verlaufe der Entwickelung, unabhängig, selbständig. Die Perfektibilität der Seele ist thatsächlich; unsere Seele hat geweckte und schlummernde Fähigkeiten, hat wirkende, thätige und nicht wirkende, nicht geweckte Qualitäten, sie bildet sich stets fort; sie erlangt endlich Selbstbewußtsein, erkennt sich selbst, wird Geist, eine Einheit von Kräften und Herr des menschlichen Organismus.

g) Wäre der Geist der Ausfluß und das Zusammenspiel der Leibestheile, wie käme der Mensch zur Sittlichkeit, zu Idealen, zu den Resultaten der Wissenschaft? Wäre der Geist das Ergebniß des Zusammenspiels des Stoffes, so würde er seinem Wesen nach bewußtlos, unfrei, den stofflichen Kräften und Gesetzen unterthänig sein. Dann wäre der Mensch ein unfreies Wesen; er stünde völlig unter der Macht seines Gehirns, seines Fleisches, seiner Nerven, seiner leiblichen Kräfte. So kann der Mensch heftigen Durst haben; aber er kann sich das Trinken versagen; der Mensch kann in der Sinnlichkeit tief sinken, aber auch im Reich der Ideen hohe Genüsse finden.

h) Zwischen den Menschen herrscht im Grunde kein so großer **innerlich-wesentlicher** Unterschied. Wo geistige Unterschiede obwalten, da liegen sie in äußeren Einwirkungen. In den Hauptbedingungen, auch im Ziel und Zweck ihres Daseins sind im Grunde alle Menschen gleich. Die menschliche Form und Gestalt ist dieselbe, alle sind zur Geistesentwickelung, zur Thätigkeit, Sittlichkeit, zur

Freiheit und Selbstbestimmung befähigt; sie alle sollen selbst denken, selbst prüfen, selbst wirken, selbst streben.

i) Kraft oder Schwäche des Körpers, Krankheitsanlagen und sonstige Eigenthümlichkeiten sind durch die Eigenthümlichkeiten der Eltern im Körper allerdings gewissermaßen angepflanzt. Auch die Seele ist nicht völlig tabula rasa; einzelne Grundrichtungen sind durch die Zeugung dem Werden des Kindes angelegt. Die Seele ist durch ihren Sitz im Körper nothwendig unvollkommen, und wird durch die Beschaffenheit des Leibes möglicher Weise recht gehemmt. Körperliche Beschaffenheiten veranlassen auch Störungen der geistigen Thätigkeit. Dieser Satz widerspricht dem vorigen nicht. Nebenumstände, zufällige Einwirkungen, Nebendinge verändern den wahren Kern und Gehalt einer Sache nicht. Eine Nelke ist eine Nelke, ob sie weiß, roth oder bunt, einfach oder gefüllt, klein oder buschig, mehr oder weniger duftend ist.

k) Das Seelenleben entsteht zwar und wächst mit dem Körper; aber die Seele erstarkt und sondert sich zu einer selbständigen Substanz, zu einem Subjekt, wie das Getreidekorn in der Hülse, wie die Blüte des Fruchtbaumes zu der Baumfrucht. Eine unmittelbare, ursprüngliche Entstehung jeder Seele aus Gott anzunehmen, ist keineswegs nöthig. Die individuelle menschliche Seele ist kein unmittelbarer, göttlicher Schöpfungsakt; sie ist im allgemeinen die Blüte und Spitze irdischer Entwickelungen, im besondern — menschliche Mittheilung und Zeugung.

l) Das Denken ist — ein geistiger Vorgang, ein Bilden und Zusammensetzen von Begriffen, Anschauungen, Urtheilen und Schlüssen. Erziehung und Unterricht macht

die Seele zum Geiste; der Geist (Vernunftgeist) hat Selbstgefühl, Selbstbewußtsein, Selbstbestimmung. Das Werden und Verändern ist nur möglich an einem wirklich Seienden und Bleibenden.

m) Es wäre möglich, es liegt nahe, daß die Seele beim Sterben des Menschen vermittelst einer Ortsveränderung mit Substanzen in Verbindung und Wechselwirkung träte, welche nicht nur ihren Verfall hindern, sondern vielmehr ihre Qualitäten steigern. Unser Geist kann fühlen, sich etwas vorstellen, kann wollen; aber mit diesen Thätigkeiten ist offenbar seine Wesenheit noch nicht erschöpft. Sein qualitativer Inhalt hat noch einen weiteren Umfang. Wie bei den Einzelnen, so bei der Allgemeinheit (Gattung).

n) Für die Unsterblichkeitsfrage steht mir nach allem dem fest, daß der Geist ein selbständiges Ganzes, ein fein Materielles oder Aetherisches ist, welches sich anderwärts weiter entwickeln und ausbilden kann.

Es handelt sich nun darum, für diese Annahme, für diesen Glauben nach den Gründen zu forschen, welche eine Gewißheit und Ueberzeugung darüber in mir, in jedem Einzelnen verschaffen und stützen.

II. Gründe für die Unsterblichkeit.

Die Erde ist unsere Heimat, eine Heimat geschmückt mit zahllosen Schönheiten und Wundern. Der Mensch wandelt auf ihr umher. Der Natur ringt er das tägliche Brod ab, sein Fleiß gestaltet sie tausendfältig um. Berg und Gefilde, der grüne, bunte, wechselnde Schmuck der Thäler und Wälder, das Regen der Thiere, der Gesang der Vögel, das Rieseln und Rauschen des Wassers, das Wehen und Brausen des Windes, alles regt den Menschen an. Wenn die Heimat im Sonnenstrahl glänzt oder im Dunkel ruht, wie spricht sie den an, der in ihr wandelt und denkt! Die Natur ist einer liebenden Mutter vergleichbar und einer redlichen Freundin. Bist Du betrübt, so wandle hinaus und süßer Friede zieht in Dein Herz ein. Wer in ihr forscht, findet köstliche Lehren, die sie uns vorhält und einprägen will. Der Anschluß an die Natur beglückt jeden, macht gesund, heiter, weise. Die Natur um uns her ist ein Buch, voll Weisheit geschrieben. Heil dem, der darin zu lesen, der daraus sich zu erquicken versteht! Ich fühle, ich erkenne, auch für die Frage der Unsterblichkeit läßt sie den nicht ohne Aufschlüsse, der sie zu Rathe zieht.

A. **Physiologischer, physischer Beweis.** 1. Im Reiche der irdischen Schöpfung, soweit sie uns geöffnet ist, findet der nachdenksame Beobachter eine stetige Reihe aufsteigender Wesen, Zustände und Gebilde, die vom Kleinen und Mangelhaften ausgehend zu einer höheren, vollkommeneren Stufe fortschreiten. Welche wunderbare Stufenfolge vom starren Gestein bis zur geringsten Pflanze, von dieser bis zum Thiere mit freier Bewegung! Welche Stufenfolge von dem unscheinbaren Moose, das am Stein klebt, bis zum Fruchthalme, den der Wind bewegt und bis zur Palme, der Königin des Pflanzenreichs! Welche lange Reihen von Thierchen, die nur das Vergrößerungsglas zeigt und deren Tausende in einem Deziliter Wasser leben, bis zum Wal, der sich im Ozean tummelt und bis zum Adler in den Lüften, von den Würmlein im Boden bis zum klugen Elephanten oder zum edlen Rosse! Oben aber auf der Leiter steht der denkende, einen Gott erkennende Mensch, die sichtbare Krone der irdischen Schöpfung, das Haupt in die Höhe gerichtet, der Mensch, der die Gesetze der Weltordnung erforscht, die Bahnen der Gestirne berechnet und im Gebiete der Wissenschaften ein Meister wird. Sollte mit ihm die fortschreitende Reihe der Wesen in der Welt völlig abgebrochen, beendigt sein? Sollte ein höheres, unsterbliches Geschöpf (Subjekt) auf der Erde nicht zur Wirklichkeit kommen? Die schöpferische Kraft, welche das Vergängliche in aufsteigender Herrlichkeit in Millionen Wesen und Bildungen schuf und in die Erscheinung treten ließ, welche das Leben in unabsehbaren Linien von Individuen hervorrief, Sprosse über Sprosse,

kann und wird auch ein den Tod Ueberdauerndes entwickeln oder entwickelt haben.

Es geht in allem vorwärts. Die Erd- und Steinschichten zeigen den Fortschritt in den Entwicklungsperioden. Die Gegenwart ist ein verfeinertes, gesteigertes Weltalter und beim Menschen führte alles zu einem Organismus und Zustand, in welchem die geistigen Kräfte mehr und mehr wachsen und walten und zuletzt herrschen. Vor mir liegt die Wahrheit: Ohne die Unsterblichkeit des Menschen, des Geistes wäre die Stufenleiter der irdischen Körper und Wesen auf einmal abgeschlossen, beendigt. Ein Jenseits mit weiteren Stufen der Entwicklung ist ein sehr wahrscheinliches Ziel für den Menschen nach dem Tode seines Leibes. Die genauere Naturbetrachtung führt darauf. Diese erkennt:

2. Im ganzen Weltall gibt es keine Vernichtung, sondern nur ein Hinübergehen aus einem Zustande des Seins in den andern, aus einem Leben ins andere. Ueberall bemerkt man eine fortwährende Wandlung, ein Werden und Zerfallen, ein Binden und Lösen, ein Absterben und Verjüngen. Was scheinbar zerstört wird, erscheint in ganz anderer Gestalt wieder; es verändern sich nur die Formen der Dinge, die Verhältnisse ihrer Mischung oder ihrer Grundstoffverbindungen. Wird Holz verbrannt, so steigt ein Theil des Holzes in Rauchform in die Höhe und vermischt sich mit der Luft, die von diesen Stoffen wieder durch Niederschläge (Regen, Nebel, Schnee) befreit wird, der andere Theil des Holzes bleibt als Asche zurück. Die Urbestandtheile des Holzes bleiben als solche und dauern

fort; sie gehen beim Verbrennen nur von einem Zustande des Seins in einen andern über. Wenn Wasser verdunstet, oder wenn der Physiker das Wasser durch den galvanischen Strom zersetzt, so verschwindet es allerdings vor den Augen des Zuschauers als Wasser; aber seine Bestandtheile (Wasserstoff, Hydrogenium = 11,1 und Sauerstoff, Oxygenium = 88,9 Gewichtstheile) vermischen sich unsichtbar mit der Luft. Das Wasser geht nur aus einem Zustande des Seins in einen andern über. Warum sollten wir Menschen auf den Gedanken der Vernichtung gerathen, da die weite Schöpfung der tieferen Erforschung das Gegentheil zeigt? Was im All verhanden ist, geht nicht wieder verloren. So ist's auch nothwendig beim Menschen. Nichts wirklich Seiendes kann nichts werden. Sollte der Geist, eine reale Substanz, eine Ausnahme machen? Sollte dieses Seiende etwa in geringere Zustände und Gebilde wieder zurücksinken? Der Tod des Leibes ist nur ein Wechsel der Erscheinung, eine Formveränderung und die Quelle eines neuen Lebens höherer Art. In der Natur wird nichts vernichtet, die Körper werden bloß zerstört, d. h. in ihre Elemente zerlegt. Kein Körper vergeht zu Nichts. Verändert werden die Gestalten, ihre Außenseiten, ihre Formen. Mir ist es eine Naturlehre, eine Naturwahrheit, daß die Grund- und Urstoffe, daß die höheren Lebenskräfte der Wesen ebensowenig vernichtet werden. Myriaden von Larven werfen ihre Häute ab und steigen in die Atmosphäre auf. Wenn die Thiere sterben, wissen wir allerdings nicht, was dann aus ihnen wird. Wenn aber nichts Materielles auf der Erde vernichtet werden

kann, so werden sicherlich auch die vollkommeneren Substanzen fortdauern; wenn bei dem Kreislauf der Dinge selbst der gröbere Stoff der Schöpfung nicht verschwinden kann, wie sollten die höheren Kräfte nnd Substanzen, wie sollte die Blüte und Kraft der Kräfte im Menschen vergehen? Wäre die Todesstunde der Anfang unseres Nichtseins, so gäbe es kein widerspruchsvolleres Wesen, als der Mensch ist. Der Materialist lehrt, alle Wesen seien nur Formen, die wieder zerfallen; er lehrt dabei die Ewigwigkeit des Stoffes, die Ewigkeit der Atome, der Grundelemente aller Formen und das Höhere leugnet er? Er lehrt also den Fortbestand des Allerniedersten, des Materiellen; wie, sind denn die edelsten Formen mit dem edelsten Inhalte aus den gleichen Atomen zusammengesetzt wie Erde und Stein? Könnte es nicht auch Atome potenzirter Art geben, wie sie im Geiste erhöht und vereinigt erscheinen? Mir kommt das Vorhandensein solcher höherer Substanzen ganz naturgemäß vor.

3. Der Materialist sagt: Oeffnet die Gräber, sammelt Gebeine und ihr werdet nichts finden, das einen Schimmer der Hoffnung von Fortdauer des Menschen geben kann. Ist er unsterblich, so muß er seine Sinne, sein Gedächtniß, alle seine Fähigkeiten behalten und die leiblichen Theile sind die Träger davon. Die Grundstoffe des Leibes bleiben wohl, doch sie fliehen überall hin. Daß die geistigen Vermögen bleiben, hat man noch nirgends entdeckt. Wie — oberflächlich!

Sinne doch ein wenig über ein Ei nach! Innen ist eine Flüssigkeit, Dotter und Eiweiß. Die Beobachtung und Erfahrung hat gefunden, daß darin eine verborgene

Lebenskraft, eine Substanz ist, daß mit ihr eine dem menschlichen Auge verdeckte Fähigkeit, — die Möglichkeit zu einem Lebendig-Werdenden, zu einem lebenden Wesen verbunden ist. Das Ausbrüten bringt daraus eine Neugeburt zu Tage. Unter bestimmten, gewissen Umständen und Einflüssen der Erwärmung gestaltet sich ein Vögelein. Wie der Vogel sich bildet, verwandelt sich das Innere des Eis, und selbst die Schale verfällt. Nun läßt sich freilich einwenden: Richtig, so ist es mit dem Ei; es ist der Behälter der Elemente eines Vogels, eines entwickelteren Geschöpfes; aber was wird aus ihm bei seinem Tode? Er stirbt und verwest und gerade das Nachfolgende ist unbekannt. Warum sollte man aber nicht weiter schließen und die naturgemäße Fortsetzung dieses Lebensprozesses folgern, obschon sie unserer Sichtbarkeit verborgen bleibt? Der Abschluß des Sichtbarwerdens ist da; allein es könnte nun gerade eine Entwickelung des höheren, feineren, seelischen Organismus folgen. Aehnlich, nur dem Grade nach vollkommener könnte es mit dem Geiste des Menschen sein. Der Leib ist seine Schale, seine Umhüllung; Blut und Säfte sind gleichsam der Dotter. Der Geist lebt im Leibe jedem Auge verborgen, aber den Individuen erkennbar und bewußt als eine wunderbare, mächtige Kraft. Mit und bei dem Tode sind nun die Bedingungen seines Heraustretens, seines neuen Gestaltens gelöst, erfüllt. Ein höheres, herrliches Wesen muß es sein, das nach der Weise (Analogie) der ganzen Natur aus dem welkenden und zusammenbrechenden Körper sich losschält, aufersteht und fortlebt als Einheit. Alles Leben entsteht und entfaltet sich im Verborgenen; der dunkle Schoß der Erde verhüllt die Ge-

nesis des Pflanzenlebens und die Form und Gestalt des menschlichen Leibes. Blut und Nerven enthalten offenbar die Psyche, den Geist, der, nachdem er die besten Kräfte des Körpers an sich gezogen, selbständig geworden auszieht und als bewußtes Wesen, als Persönlichkeit in neuen, anderen Verbindungen fortbesteht.

B. **Psychische Gründe.** 1. Der Mensch ist durch die erhabensten Vorzüge vor der Thierwelt ausgezeichnet. Schärfe der Sinne, Stärke, Ausdauer, Schnelligkeit und Alter sind es jedoch nicht, wodurch er die Thiere ersten Ranges übertrifft. Nein, es ist etwas ganz anderes. Aus dem, was der Mensch ausführt, blickt ein höherer Geist heraus. Er kann jede Handlung überlegen, einen sinnigen Plan dazu entwerfen und ihn wieder abändern. Während das Thier in seinen engen Grenzen bleibt, macht der Mensch die folgereichsten Erfindungen und Entdeckungen. Einzelne und ganze Völker schreiten in der Bildung und Kultur voran. In jeder Wissenschaft, die der Mensch bearbeitet, beurkundet er eine innere Größe und die Herrlichkeit seiner Natur. Er besitzt nicht nur den wundervollsten Körper, ein Denkmal schöpferischer Weisheit, sondern er erkennt und beurtheilt auch alles um sich her, ordnet vieles anders zu seinem Nutzen und Vergnügen und hat Gefühle und Ideen höherer Art. Er liebt das Edle und Schöne, kann frei wählen und betet Gott als Ewigen und Vater an. Ich frage: Woher kommt doch dem Menschen die Religion, von der alle andern Geschöpfe der Erde keine Spur zeigen? Wie wäre der Mensch, wenn er nicht anderer Natur wäre als das Thier, nur dahin gekommen, einen Gott, ein Gottesreich, eine Ewigkeit und persönliche

Fortdauer zu denken und zu glauben? Es gibt eine einfache Antwort: Dazu ist er befähigt. **Wesen, die fähig sind, Begriffe von Gott und Ewigkeit zu haben, sind auch wirklich unsterblich.** Sobald der Mensch eine gewisse Entwickelungs- und Erfahrungsstufe erreicht hat, tritt der Glaube an seine Fortdauer durchaus hervor. In dieser Beziehung kann man sagen, dieser Glaube sei ihm angeboren, liege in seinem Keim und Wesen; er ist ihm nicht bloß durch das Kulturleben beigebracht worden. Er ist ein Völkerglaube, wenn sich auch die Nationen durch die Art seiner Ausprägung bedeutend von einander unterscheiden. Unsterblich sein wollen ist weder eine selbstsüchtige Anmaßung, noch ein leeres Phantasiegebilde. Der Zug nach Unsterblichkeit liegt im Wesen der Menschen.

Vergeht der Mensch im Tode, so besitzt er seine Vorzüge und Eigenschaften nur kurze Zeit. Der Mensch übt die Herrschaft über die Erde, pflügt ihren Rücken auf, lichtet ihre Wälder, trocknet Sumpfstellen, dämmt und regelt den Lauf der Flüsse, durchsegelt die Meere, baut Dörfer und Städte. Mit seiner Feuerwaffe streckt er die wilden Bestien zu Boden; er verwendet andere Thiere in seinem Hauswesen. Ueber das Pflanzenreich gebietet er unumschränkt, vom winzigen Moose an bis zur riesigen Eiche und Palme. Er ißt Gewächse der Erde, heilt damit Wunden und Krankheiten, weidet sein Auge an den Blumen, preßt die Traube, die Birne und den Apfel zu einem stärkenden und erheiternden Getränke. Er gräbt Steine und Erze aus der Tiefe. Durch das Mikroskop belauscht er die Geheimnisse des Lebens; die Elemente sogar bringt

er in seinen Dienst und benützt selbst den elektrischen Stoff. Also zuerst so viel Majestät und dann im Tode — — Nichts? Dann wäre der Mensch einem Nebel ähnlich, einer vorüberziehenden Erscheinung. Nein, wer so ausgezeichnet ward, wer an der Spitze der Naturgebilde thront, der muß in der Fortdauer und in der weiteren Entwickelung einen Ersatz erhalten für sein kurzes Erdenleben. Der Mensch hat am meisten Vorzüge und verlöre am meisten; dies wäre ein ganz eigenthümliches Verhältniß, ein trostloser Vorrang vor den Thieren; die Vernunft müßte sich unbehaglich und gedrückt fühlen, wenn sie daran dächte, diese Vorzüge nur für diese Spanne Erdenzeit zu haben.

Man beobachte und erwäge den stetigen, emporsteigenden Entwickelungsgang des einzelnen Menschen. Sein Leben ist zuerst ein mechanisches, sinnliches, von der Umgebung zugleich abhängiges. Sein Denken und Wollen, sein Streben und Können ist schwach, bewegt sich im Trieb und in der Begierde. Nur langsam arbeitet sich der Geist heraus; nur nach und nach gelangt er zur Selbständigkeit und Individualisation. Die Außenwelt erregt den Geist wohl; aber er muß sich — als Organismus — gleichsam selbst erweitern. Seine Bildung ist seine eigene That; er muß dieselbe mühsam erobern und erst spät kommt er zur Blüte, d. h. zu den Ideen Sittlichkeit, Wahrheit, Recht, Freiheit, Gott und Unsterblichkeit. Die Unklarheit derselben in zahllosen Menschen ist erkärlich. Unendlich viele Abstufungen liegen zwischen dunklen Ahnungen und klaren, festen Ueberzeugungen.

Es wäre doch ein grausames Naturspiel, wenn der Mensch des Gedankens der Unsterblichkeit fähig und doch zur Vernichtung verurtheilt wäre. Wozu gäbe es denn eine innere Entwickelung, eine Geschichte des Einzelnen und der Menschheit, wenn an deren Schlusse auf Erden keine Unsterblichkeit steht, sondern ein gähnender Abgrund aufsteigenden und vergehenden Daseins, ein Fallen in das leere Nichts? Der Mensch muß, da er Gedanken, Bestrebungen und Thaten eines Unsterblichen zeigt, auch ins Reich der Unsterblichen eintreten. Nur hierin finden die geistigen Erscheinungen im Menschen ihren zureichenden Erklärungsgrund. Der Mensch, wie sehr er auch in den Banden und Gesetzen der Natur sich bewegt, trägt doch in sich eine Potenz des Unendlichen und Ewigen. Als ein reines Produkt der Natur, als ein bloß sinnliches Wesen könnte er sich nicht unsterblich fühlen. Das menschliche Bewußtsein erzeugt den Begriff des Unendlichen nur, weil dieser in seinem Wesen liegt. Ein bloß irdischer Stoff, ein bloß vergängliches Subjekt bringt ein Ewiges nicht zum Bewußtsein. Der Mensch schöpft also aus der Tiefe seines eigenen Wesens die Idee des Unbedingten, des Unendlichen, Ewigen, Unsterblichen.

Und welcher Ausbildung und Thatkraft ist der menschliche Geist fähig! Welch hohe Stufen der Erkenntniß und der Weisheit kann er ersteigen! Man denke an den Scharfsinn hervorragender Männer, an die Helle ihres Verstandes, an die Wärme ihres Gemüths, an Thaten, welche Völker beglückten oder niederschlugen! Man denke an Moses, Jesajas, Sokrates, Plato, Aristoteles, an Julius Cäsar, Guttenberg, Luther, Kopernikus, Kepler, Newton,

Mozart, Kant, Schiller, Göthe, Mädler, Arago, Zschokke, Humboldt, Diesterweg und an tausend und abertausend Genies! Diese geist- und thatkräftigen Männer, die so viel Hohes dachten, verrichteten und noch mehr ausführen wollten, sollten nach dem Tode als Persönlichkeiten ganz aus oder in dem Weltall verschwunden sein? Mehr als die Hälfte der Menschheit stirbt, ehe sie die Jahre erreicht, wo die Selbständigkeit des Denkens und des Urtheils erwacht ist; Millionen Kindlein sterben. Ein anderer Theil der Menschen bleibt im ganz gewöhnlichen Geleise, zurückgehalten von den schweren Lasten der Tagesarbeit. In fremden Erdstrichen leben zahllose Menschen als Halbwilde und dennoch liegt in ihnen allen der Keim zur menschlichen Vollkommenheit, Weisheit und Tüchtigkeit. Der Menschengeist kann gar nicht bloß zeitlich sein; vielmehr erscheint ein ewiges Fortschreiten in der Erkenntniß und Güte seiner Anlage gemäß, als Bestimmung des Geistes. Das Geistige, ein göttliches Licht, kann nicht verlöschen und verwehen. Unsere ganze Wesenseinrichtung zielt darauf hin, daß die Menschengeister in sich vollkommener werden sollen. Das ist aber nicht möglich ohne unausgesetzte Uebung, Prüfung und Bewährung. Wer hier geistig tief stand, kann nur als ein Unsterblicher nachholen, wozu ihn seine Anlagen bestimmen. Ja, ich nenne das Sterben ein Freiwerden, ein volleres Erwachen des Geistes.

Wir Menschen stehen hier auf der Lebensstufe, wo das Bewußtsein der Individualität oder Persönlichkeit auftritt.. Als Persönlichkeiten streben und ringen wir, und bereichern uns geistig. Und zuletzt

mit allen Früchten unserer Anstrengung sollten wir zu nichte werden? Nein, die Fortdauer des Geistes liegt im Plane der Schöpfung, der Weltordnung. Persönlichkeit im Fortleben schließt auch nicht, wie schon behauptet worden, eine schädliche Beschränkung in sich. Meine Erkenntniß, meine Kunst, meine Sittlichkeit, mein Glauben und Hoffen kann sich in Fülle entfalten; bei jeglichem ebenso. Mein Glück wird dadurch nicht geschmälert, daß auch andere an diesen Gütern theilnehmen; vielmehr wächst es in Gemeinschaft mit andern vernünftigen, unsterblichen, vorwärtsdringenden Wesen.

2) Die Befähigung des Menschen bringt es mit sich, daß er bald weiß und erkennt, daß er sterben muß. Die Thiere sterben, ohne zu wissen, was ihnen bevorsteht. Ein Schaf sieht das andre bluten und zappeln und dennoch verhält es sich ruhig, bis es gestochen, Schmerz empfindet. Ein Thier geht an einem andern todten Thiere vorüber, gewöhnlich ohne seine Aufmerksamkeit auf dasselbe zu richten. Die Thiere erkennen, wissen nichts von ihrem eigenen Sterben. Das Schlachtvieh, das gemästet wird, ahnt nichts von seinem Tode, sonst würde es nicht durch übermäßiges Fressen seine Fettigkeit befördern. Ein Hase jagt nicht davon aus Furcht vor dem Tode, sondern weil ihn das Geräusch und der Knall des Schusses erschreckt; ein blinder Schuß treibt ihn ebenso auf und hinweg. Nur der Mensch weiß von seinem Sterbenmüssen; er weiß bald, daß er seine Güter, Freunde und Verwandte verlassen muß; er sieht Säuglinge und Greise beerdigen. Sollte dieses Wissen vom Tode bloß seine Freuden trüben, seine Sorgen vermehren, seine Zufriedenheit ablenken?

Dann wären die Thiere glücklicher organisirt, es sei denn, daß wir eine Fortdauer annehmen und hoffen. Was helfen alle Anlagen, alle Kräfte, alle Errungenschaften des Geistes, wenn sie im Tode verschwinden? Es ist eine merkwürdige Harmonie des menschlichen Wesens, den Tod zu wissen, aber auch im Tode noch Fortdauer zu entdecken. Möchte jemand meinen, der Mensch sollte auch seinen Todestag wissen, so will ich nur an die Angst erinnern, die entstünde, je näher der Mensch demselben rückte. So kann jemand heiter sein bis zur Stunde des Sterbens, kann in einer Gesellschaft sich ergetzen. Er entfernt sich; ein Stick- und Schlagfluß endet sein Leben. Wäre ihm die Sterbestunde bekannt, wie hätte er ruhig sein können? Daß uns der Todestag verborgen ist, müssen wir für eine Wohlthat erklären. Das Vorherwissen der Todesstunde ist etwas ganz anderes, als das Wissen vom Sterben überhaupt. Dieses frühe Erfahren der Sterblichkeit des Menschen soll seine Aufmerksamkeit auf das Sterben lenken und ihn veranlassen, nachzuforschen, ob der Tod etwa Lebensschluß wird oder eine geistige Fortdauer nach demselben möglich ist und erfolgt.

3) Mit den herrlichen Anlagen und Kräften, welche der Mensch hat, zeigt sich zugleich das mächtige Streben verbunden, sich immer mehr auszubilden. Die Biene, der Vogel, der Biber haben schon vor Jahrtausenden gebaut, wie heute; an ihren Werken entdeckt man keine fortschreitende Verbesserung. Beim Menschen ist es anders. Gewerbe, Künste und Wissenschaften haben sich gehoben. In Einsicht, Kenntnissen,

Gesinnungen, Charakter, kann der Einzelne, wie eine ganze Nation außerordentlich vorankommen. An die Eisenbahnen, Telegraphie, an die Fortschritte im Bücherdruck, an den großartigen Verkehr, an den Unternehmungsgeist, an die Erforschung in der Astronomie, Chemie, Physik darf man bloß erinnern und die Hoheit des Menschengeistes und sein Streben, weiter zu schreiten, liegt da. Der Mensch hat Durst nach der Wahrheit, nach Erkenntniß, nach Wissen, wie Gaumen und Zunge Durst hat nach dem Trank. Denkt man über den Menschen nach, über seine Vermögen, über seine etwaige Bestimmung, so erscheint sein ganzes Wesen als ein Räthsel, wenn der Tod für ihn Vernichtung ist; wenn er aber fortdauert, so ist der Mensch nur ein um so herrlicheres Gebilde der Schöpferkraft, harmonisch mit den Gesetzen der Natur und kein Widerspruch in sich selbst. Je mehr jemand gelernt hat, desto mehr steigert sich seine Wißbegierde. Nun kommt der Tod und weit ab vom Ziele sollte der Mensch ins Grab der Vernichtung stürzen? Die Schöpfung zeigt eine solche Vollendung und Gesetzmäßigkeit in sich, daß sie mit einem solchen Hohne, mit einer solchen Satyre auf sich selber nicht schließen kann. Immer klarer, immer sicherer wird mir die Unsterblichkeit des Menschengeistes.

Hier dürfte freilich untersucht werden, ob der Trieb nach Fortbildung kein bloß anerzogener, keine bloße Treibhauspflanze ist, sondern ein allgemein organischer. Schaue umher! Millionen bleiben intellektuell und szientivisch weit zurück, Millionen fröhnen niedern Lüsten, selbstsüchtigen Begierden. Der Besitz der Wahrheit und hohe Er-

kenntniß gilt ihnen wenig. Mode und Herkommen, äußere Ehrbarkeit, Brotstudium bestimmt vieles; nur ein unbedeutender Theil zeigt sich strebsam nach Vervollkommnung. Doch nein, bei dieser Untersuchung handelt es sich doch weniger darum, wie die Menschen in Masse sich zeigen, als darum, was und wie sie sein könnten und sollten. Die errungene Kultur beweist jedenfalls, wozu das Menschengeschlecht befähigt ist. Der Trieb nach intellektueller und sittlicher Vollendung in den Gereifteren des menschlichen Geschlechts ruht nur in dem Bewußtsein, daß der Tod unser Sein nicht schließt, daß alles Ringen und Kämpfen um geistige Güter nicht vergeblich ist, sondern vielmehr vorbereitet für ein höheres, nachfolgendes Leben.

Das Streben nach Weisheit und Tugend erfolgt sodann nicht unbelästigt, sondern ist stets Begleiter von Erschwerungen und Störungen der manchfachsten Art. Viele möchten vorwärts, allein körperliche Leiden und Schwächen hindern sie daran; sie seufzen auf dem Krankenlager oder unter den Gebrechen ihres Leibes. Lerneifer, gemeinnütziger Sinn, Selbstverleugnung und Treue wird sehr häufig verspottet und verfolgt. Bosheit, Irrthum, Wahn und List hält Unzählige zurück. Da läßt sich fragen: Wozu nur ein Anfang von Erkenntniß und Weisheit? Unsere Befähigung hat den Fortschritt in sich nothwendig zur Folge. Es ist ferner dem Menschen unmöglich, ganz zur Wahrheit zu gelangen. Nehme ich eine Unsterblichkeit an, so kann derjenige, welcher hier auf Grund seiner irdischen Lebensverhältnisse geistig zurückblieb, in der Ewigkeit noch veredelt, weiser und frömmer werden. Sind

die irdischen Hindernisse hinweggeräumt, so ist eine raschere und kräftigere nachholende Entwickelung möglich. Was hier begonnen wird, setzt sich dort naturgemäß fort; was hier versäumt ist, wird nachgeholt. Vervollkommnung liegt in unserem Wesen und ist unser Lebensziel Ewigkeiten hindurch.

Andere Menschen leben durchaus sinnlich. Essen, trinken, spielen, genießen, das ist ihre Lebensthätigkeit. Durch eigene Schuld, durch Leichtsinn bleiben sie geistig arm. Ist es im Tode aus, so haben die edlen Strebsamen das gleiche Ziel errungen, wie diese sinnlichen Menschen. Ist ein Leben nach dem Tode, so folgt eine Ernte nach der Saat. Diese haben ihre Natur verleugnet und beschädigt, jene Weisen haben naturgemäß gewirkt. Es wird mir immer wahrscheinlicher, daß ich im Tode fortdaure, als daß ich vernichtet werde. Es liegt doch weit näher der Wahrheit, anzunehmen, daß ein Wesen, das so hoch begabt ist, das unendlich in Weisheit und Liebe fortschreiten kann, das die ewigen Gesetze der Weltordnung einsicht, als ein unvergängliches fortlebt, als daß es nach einer kurzen Frist zerstört, vernichtet ist. Der Mensch, der Anlagen, Ideen und klare Bestrebungen eines Unsterblichen zeigt, muß selbst dem Reiche der Unsterblichkeit angehören. Dies ist ein Hauptsatz.

Um den Menschen her liegt ein weiter Kreis von Dingen, welche auf den Geist Eindrücke machen, ihn reizen und anregen und Stoff zu seiner wachsenden Erkenntniß liefern. Nur der Mensch hat das Vermögen, diese Dinge um sich her zu betrachten, anzuschauen und sie zur Er-

kenntniß wissenschaftlich zu ordnen. Sogar die ferne Sternenwelt zieht er in den Kreis seiner Betrachtung und sein Scharfsinn hat da Merkwürdiges entdeckt. Es läßt sich sagen: Der Mensch ist zur Betrachtung der Welt und zur Erkennung Gottes bestimmt. Weisheit ist unser Beruf und ihre Gefährtin heißt Gottesfurcht. Wozu wäre der Mensch weise, gottesfürchtig und tugendhaft, wenn er im Tode aufhörte? Etwa blos des lebenden oder nachrückenden Geschlechtes wegen? Vergeht der menschliche Geist im Tode, so ist auch seine Weisheit und Güte, sein Erkenntnißvermögen und seine Gesinnungsreinheit verloren. Was er damit seinen Mitmenschen etwa nützt, ist von kleinem Werthe, wenn der Tod bald jeden Einzelnen vernichtet.

Der Mensch soll thätig sein. Anstrengung und Uebung stählen die geistigen Kräfte. Doch nicht alle Menschen stehen auf der rechten Stelle. Hunderte hätten es in den Wissenschaften weiter gebracht, aber sie mußten Handwerker werden. Geburt, Gunst, Vermögen bringen Andere an einen hohen Platz, den sie nicht ausfüllen. Andere fallen im besten Alter und im gesegnetsten Wirken dem Tode in die kalten Arme. Sie sind die Stützen ihrer Familie, der Trost und die Freude ihrer Umgebung. Mit tiefem Schmerz blicken die Zurückgebliebenen auf den im Tode Hinweggerissenen. Die freundlichsten Verbindungen werden getrennt. Seuchen, Fluten, Schlachten raffen tausend Andere dahin. So bleiben gar viele Kräfte unentwickelt, entfalten sich nicht auf dieser Erde. Wie stimmt das mit der Weisheit zusammen, die wir sonst überall wahrnehmen? Ja, ich bin überzeugt, daß kein Mensch

seine Anlagen hier ganz ausbildet. Der Weiseste könnte noch weiser, der Beste könnte noch frömmer werden. Ist eine Unsterblichkeit, so gehen Reinheit der Gesinnung, Weisheit und Kraft der Erkenntniß nicht verloren. Der Hochgebildete, wie der Unentwickeltere knüpfen die abgerissenen Fäden der Bildung in einer andern Welt wieder an und die Fortdauer gibt ihnen die Gelegenheit der weiteren Ausbildung, die sie entschädigt für alle Entbehrungen und Mängel auf der Erde. Bei genauer Erforschung des menschlichen Wesens und seiner Weltstellung zeigt es sich, daß der Mensch im Erdendasein seine Bestimmung, seinen innern Zweck gar nicht erfüllt, gar nicht vollendet. Seine intellectuelle und ethische, unendlich vervollkommbare Natur, seine Perfektibilität, macht ihm wirklich ein ewiges Leben nothwendig. In seiner eigenen Natur, in seinem Verstande und Gemüthe liegt die Zuversicht seiner Unvergänglichkeit. Daraus erklärt sich einzig der allgemeine Glaube an die Unsterblichkeit, dem die Religion noch die rechte Verklärung gibt.

Nun will ich doch fragen, habe ich, weil die Anlagen des Geistes so oft nicht ausgebildet, geübt und gehörig verwendet werden, deshalb das Recht, ein künftiges Leben zu schließen, zu folgern? Diese Nichtausbildung bringt eine Abwechselung und Manchfaltigkeit in die menschliche Gesellschaft. Man braucht auch die untern, geistig nicht hochstehenden Stände. Die Natur zeigt dieselben Erscheinungen. Nicht alle Samenkeime, nicht alle Fruchtknospen werden schmackhafte Frucht; nicht aus jedem Ei geht ein lebendiges Geschöpf hervor. Allein was die Natur nicht ganz entwickelt, geht doch nicht verloren. Der ab-

sterbende Baum gibt noch Brennholz, die taube Aehre wird als Stroh benützt, ja, der menschliche Leib düngt noch den Boden. Doch wenn kein Leben nach dem Tode des Leibes ist, so gehen die geistigen Kräfte verloren; so sind Verstand, Phantasie, Gedächtniß, Gefühl, vernichtet, während die irdischen Grundstoffe fortdauern. Soll der Mensch nicht im Widerspruch mit sich selber und mit der Natur sein, so muß er ewig fortleben. Das Gesetz der unsichtbaren Welt ist in seinen Geist lesbar hineingeschrieben.

Wenn der Mensch in Nichts endet, so ist sein Leben — ein Keim des Nichts. Nichtssein wäre sein Ziel; also das Leben mit allen seinen Anstrengungen, Thaten, Mühen, Errungenschaften wäre die Vorbereitung auf das Nichts. Tiefer kann man das menschliche Leben kaum herabsetzen; es wäre ein unnützes Treiben, eine Arbeit ohne Frucht und Ziel, ein wirres Spiel ohne wahren Werth.

Der Mensch ist nach seinem Geiste unsterblich. Bei dieser Voraussetzung ist es nicht weiter anstößig, wenn Millionen nur die erste Kulturstufe erobern, wenn Dienstboten und Handwerker in der geistigen Ausbildung zurückbleiben, wenn Tausende vor erreichtem hohem Alter oder mitten in ihrer Laufbahn gehemmt werden. Dann wird ihr geistiges Leben nicht aufgehoben, nur in andere Verhältnisse verpflanzt; hier der Anfang, dort die Vollendung. Wenn wir Menschen einst nichts werden sollen, warum sind wir dann auch geistig nicht im Nichts geblieben?

Gott hat uns Menschen die Weisheit, die Geschicklichkeit, wie die sittliche Güte nicht als fertige Güter mit in's Leben gegeben. Wir müssen sie erringen, er-

werden. Die Mittel, die Befähigung dazu besitzen wir; aber als weise und sittliche Wesen müssen wir uns erst bilden, üben und bewähren. Die Fähigkeiten liegen in unsrer Natur, in unserem Organismus. Anlagen zu etwas haben und sie nicht entwickeln können, das würde den Planen der Weltordnung widersprechen. Mittel und Zweck entsprechen sich im ganzen Leben der Natur. Mir scheint und ist es klar, daß Wesen mit solcher Begabung, wenn ihnen das Mittel der ersten Ausbildung geschmälert und genommen wird, nach dem Plane der Welt, nach dem Plane Gottes weder zwecklos untergehen, noch unvollendet fortbestehen werden. Um dem inneren Organismus gerecht zu werden, wird und muß ein zweites Mittel zur Ausbildung, Uebung und Bewährung folgen und dieses ist — die Unsterblichkeit, die Ewigkeit des Geistes auf andern Weltgefilden.

4) Einem jeden Menschen ist sein Leben lieb und die Sehnsucht, fortzuleben, ist dem Menschengeschlechte wesentlich eigen. Die Sehnsucht, fortzuleben und sich dabei höher zu vervollkommnen, ist in uns so tief begründet, als das Verlangen unserer leiblichen Natur nach Speise und Trank. Man frage den Jüngling, den Greis, den Leidenden, den Armen. Wenn sie bei Verstand sind, so wollen sie leben. Zeigt doch selbst das Thier Lebenslust und Erhaltungstrieb; beim Menschen geht diese Liebe zum Leben in's Große und Deutliche. Der Selbstmord widerspricht dem nicht; ein Selbstmörder ist ein Verrückter, sei es aus Elend oder aus Hochmuth. Dieses Verlangen nach Leben geht naturgemäß in den Wunsch über, auch

im Tode fortzudauern. Man frage die Menschen, ob sie im Tode fortdauern, geistig auferstehen oder vernichtet sein wollen und die meisten, besten und weisesten werden das erstere wünschen.

Die Sehnsucht nach dem Jenseits liegt tief in unserer Natur. Es ist und bleibt wahr, wir alle lieben das Erdenleben, soviel es auch Beschwerliches und Mühevolles bringt und wenn es auch Manchem viele Leiden und großen Jammer bietet. Eines Lebens, das in jeder Hinsicht vollkommener ist als dieses, muß sich auch jeder freuen.

Der Glaube an die Unsterblichkeit gleicht einem Naturtriebe und darum einem — Winke oder einem Versprechen und die Erfüllung desselben ist eine natürliche Folge. Kein Wesen aber steht mit seinen Naturanlagen im Widerspruch. Zwar können Triebe ausarten; ich erinnere an Habsucht, Gefräßigkeit, Ehrgeiz, Eigendünkel, Wollust. Doch die Freude am Genuß, Besitz, an Vorzügen und Ehre ist erlaubt. So ist auch das Verlangen, fortzuleben, nicht unsittlich, nicht thöricht und ungerecht. Wir verlangen ja nicht, zwei oder mehr Leben auf einmal zu leben.

Man hört auch einwenden: Mancher will gar nicht fortleben. Er war hier elend, schlecht, gedrückt, geplagt. Was sollte ihn dort erwarten? Etwa Strafe für seine Vergehen oder die Fortsetzung seines traurigen Zustandes? Wiederum wünschen sich Andere in Augenblicken den Tod. Und dennoch: wäre die Vernichtung im Tode bekannt, so würden Unzählige ihr Erlebtes, selbst ihr hartes, mühevolles, sorgen- und arbeitsreiches Leben noch einmal durch-

zumachen sich entschließen. Die Liebe zum Leben findet sich bei allen Ständen, bei allen Nationen, bei Armen und Reichen. Selbst Verbrecher, denen man die Wahl zwischen Schwert und lebenslänglichem Zuchthaus ließ, wählten das letztere. Die Liebe zur Existenz ist eine Natursache, eine Naturanlage und dieser Selbsterhaltungstrieb, diese Liebe zum Leben weiset auf unsre Unsterblichkeit. Es ist dabei merkenswerth, wie die sinnlichen Menschen sich mit dem Gedanken an die Geistesfortdauer zwar wenig beschäftigen, wie aber der Mensch von höherer Denkart und Bildung diese Frage nach Fortdauer oder Ende gar nicht unterdrücken kann.

Man sehe vorurtheilsfrei auf ein Menschenleben hin. Wie viel hat ein Greis gearbeitet, gesorgt, erstrebt, gehofft! In seinem Leben hat er durch Mühe und Kampf einen gewissen geistigen Zustand gewonnen, ein Ideal, und er liebt dabei das Leben und hofft das Fortleben. Wozu war alle Beschwerde und Anstrengung, wenn der Mensch dem Baume gleicht, der wächst, blüht, Frucht bringt, dem Wetter trotzt, dann morsch wird und abstirbt? Die Annahme des Nichtglaubens einer geistigen Fortdauer ist nach jeder Hinsicht ein wahrhaft trauriger Glaube. Immer fester und klarer wird darüber meine Ueberzeugung.

5) Es gibt sodann verschiedene, theils physiologische, theils pathologische Zustände des menschlichen Lebens, welche uns die Annahme unserer Unsterblichkeit als eine Nothwendigkeit erscheinen lassen. Wie regt und bewegt sich im Traum der Geist als ein hoch befähigtes, schöpferisches, selbständiges Wesen! Er sieht Landschaften und wandelnde Personen; er redet, arbeitet, trauert; er strebt

und leidet. Gestalten an Gestalten, Thätigkeiten auf Thätigkeiten produzirt er. Ja, er hat wirklich im Traume schon Fernes und Zukünftiges erschaut. In das Bewußtsein treten während des Schlafes Dinge, die dem wachen Menschen durchaus verborgen bleiben. Der Leib liegt in Ruhe, die Sinne sind geschlossen; die Seele zieht sich auf sich selbst zurück und ist für sich thätig. Sie entwickelt Leben und Thatkraft, ohne den aktiven Dienst des Leibes, der schlummert und verlorene Kräfte ersetzen will. Der leibliche Organismus ruht im Schlafe, aber die Seele schläft nie; sie denkt, schafft unaufhörlich Bilder, sie wächst und erstarkt so in sich; sie zeigt und steigert damit ihr Eigenleben. Aus den im Schlafe erhöhten Seelenkräften läßt sich auf noch erhöhtere im Tode schließen.

Der Traum beweist in hohem Grade das Eigenleben der Seele. Welche Regsamkeit und schöpferische Kraft zeigt sich im Traume! Bild folgt auf Bild, Farbe auf Farbe, Thätigkeit auf Thätigkeit. Im Traume sind wir schon an Dinge erinnert worden, die uns längst entschwunden schienen. Ich selbst habe träumend für mich interessante Ereignisse gesehen, die bald darauf eintraten.

Der Somnambulismus zeigt uns, daß Kranke nicht durch Vermittelung ihrer Sinne, sondern durch eine innere Anregung und Kraft zu Aeußerungen und Handlungen veranlaßt werden, deren sie sich nach dem Vorübergehen dieses Zustandes nicht oder kaum erinnern, daß also hier die Seele eine Unabhängigkeit vom Körper offenbart. Die tiefere und vollkommenere Einkehr in's Innere heißt man Somnambulismus, Schlafwachen, Hellsehen. Ein höherer Grad davon ist der Entzückungsschlaf, Hochschlaf. Dieser

steht dem Tode am nächsten, ist aber mit dem vollkommensten Hellsehen verbunden. Somnambüle haben geäußert, sie sehen in diesem Zustande alles wie im hellsten Sonnenschein, wie im schönsten, reinsten Lichte, und Naturforscher haben ausgesprochen, der Geist gelange nach dem Tode in den höchsten Zustand des Hellsehens.

Es gibt ein im Traum und im somnambülen Zustande oftmals sehr deutlich hervortretendes Vermögen, das nicht bloß rückwärts in die Vergangenheit, sondern auch in die Zukunft hinausschaut. Wenn es Zustände gibt, wo der Geist von einem Inhalt weiß, der im Wachen nicht in sein Bewußtsein tritt; wenn Vorstellungen, die wir vor vielen Jahren hatten, während des Schlummers von innen her wieder geweckt und belebt werden; wenn somnambüle Kranke von sich und Andern auffallende Dinge verkündigten, die geschahen, so ist die Selbständigkeit und die Kraft des Geistes damit zur Evidenz erwiesen. Daß Alte kindisch werden, daß gelehrte Greise (auch Newton, Kant) ihre eigenen Werke nicht mehr verstehen, ist körperlich bedingt, körperlich veranlaßt. Die Werkzeuge und das Gliederwerk der Leibesmaschine sind abgenützt. Daß die verloren gegangene Kraft bei Vielen vor dem Tode wiederkehrt und klar und kräftig sich zeigt, ist weit merkwürdiger. Der scheinbaren Zerstörbarkeit des Gedächtnisses und der Verstandeskraft, der allmählichen Abnahme der physischen und geistigen Kräfte, tritt hier eine Erscheinung des individuellen und persönlichen Daseins entgegen, die auf empirischem Grunde ruht und die jenem Thatsächlichen ein anderes Thatsächliches entgegenstellt.

Es gibt Arzneistoffe und Berauschungsmittel, welche in wundersame Zustände zu versetzen vermögen. Einer, der Opium gegen einen heftigen Schmerz genommen, blieb Stundenlang schmerzlos und in hoher Vergnügsamkeit; er vergaß alles Irdische und schwebte in beglückenden Bildern und durch heitere Lichtgegenden. Der orientalische Rausch ist nichts anderes, als ein künstlich erzeugter somnambüler Zustand. Einer, der Haschisch genommen hatte, behauptete, sein Blick dringe durch die Mauern hindurch und er sehe weit in die Ferne. Diese Gifte lösen also das Band der Seele mit dem Leibe und bewirken einen dem Tode, als der absoluten Ekstase, verwandten Zustand. Es ist aber sehr gefährlich, solche Gifte zu nehmen; denn sie zerrütten den Organismus und können zum Tode führen.

Ein Scheintodter fühlte sich körperlich erstarrt, aber innerlich ganz wohl und behaglich; ein anderer erging sich in herrlichen Gegenden und fühlte seine Seele wie ganz Licht.

Thätigkeiten des Geistes sind unter den Symptomen der Auflösung oft hervorragend. Die alte Welt legte den letzten Worten der Sterbenden eine große Bedeutung bei. Beispiele vom Hellsehen Sterbender findet man zu allen Zeiten; animus appropinquante morte multo est divinior.

Der Nachtwandler ist in ähnlicher Weise thätig; er läuft umher, kleidet sich an, setzt sich und schreibt. Am folgenden Morgen weiß er nichts davon. Die Seele lenkte den Körper; dieser beschränkt ihren Wirkungskreis. Nach Abstreifung dieser Fessel ist der höhere Grad von

Entwickelung, Erkenntniß und Wirksamkeit erst recht erhöht denkbar. Die irdische Materie des Leibes dient dazu, daß 'die Seele, Kräfte aus ihm ziehend, naturgemäß für höhere Zustände heranreift. Die menschliche Seele kann also, unabhängig von den gewöhnlichen Sinneneindrücken sich äußern und diese Fähigkeit zu solch' selbstthätigem Handeln deutet uns die Möglichkeit und die Realität der Unsterblichkeit unserer Seele an.

Der Tod entbindet den Geist von der Sinnenwelt. Der magnetische Zustand entspricht dem Anfang des Todes. Die Seele wird in der Kraft konzentrirt, wird freier, sieht, was kein menschlicher Blick sieht. Im Tode beginnt der höchste Zustand des Hellsehens, die — Verklärung.

C. **Moralischer Beweis.** Wir Christen sprechen von einem Gewissen. Zwar gebe ich auf Grund meiner Anschauung über den Geist zu, daß es durch Erziehung und Unterricht angebildet, entwickelt worden ist. Aber weil dies möglich war, so ist auch die Fähigkeit, der Keim, die Anlage dazu im Menschen vorhanden. Der Mensch hat also ein Gewissen, eine Wage des Rechts und Unrechts, des Guten und Schlechten in sich. Mörder, die es Tag und Nacht zu einem Schatten herabmartert, Betrüger, heimtückische Verleumder, kurz, alle civilisirten Menschen sollten diese Wage in sich tragen ohne eine ewige Absicht? Sodann schwebt denkenden, reiferen Menschen Ein erhabenes, heiliges Ziel vor, das niemand hier erreicht. Unsere Anlagen, wie in intellektueller, so auch in moralischer Hinsicht, sind einer Ausbildung und Läuterung fähig, die so wenige erringen. Selbst die Edelsten und Reinsten haben nur angefangen — in der Güte,

sittlichen Reinheit und Heiligung. Und nun sollte der Tod alles unterbrechen und sogar fruchtlos machen? Wird je ein Künstler sein Werk zertrümmern, ehe es seine Bestimmung erfüllt hat? Sollten die in Scharen verwelkenden Kinder, Geisteskeime, ohne zum geistigen Bewußtsein und zur Ahnung des Guten und Schönen, ohne zum Gefühle Gottes zu kommen, bloß als taube Früchte einer sinnlichen Lust auftauchen und wieder dahin fahren? Wenn wir auch nicht wissen, wohin ihr Geist zieht, so liegt uns dennoch der Schluß nahe: Ein anderes Land öffnet ihnen und uns nach der Spanne dieser Zeit seine Pforten und gibt ihnen und uns einen angemessenen Wirkungskreis, wo die Denk- und Gemüthskräfte erstarken, bis dort abermals die Stunde des Abschieds, aber eines freudigen, wieder zu einem höheren Lebenskreise schlägt. Die sittliche Bestimmung eines Menschen ist eben die, daß er die Reife seines Wesens und den vollen Genuß seiner Kräfte gewinnt. Seiner Bestimmung kann nichts entgehen.

2) Der Mensch erkennt gewisse sittliche Gesetze in sich; er darf nicht nach Willkür, Laune und Einfalt bei seinen Handlungen verfahren. Das Sittengesetz ist so tief in der menschlichen Natur begründet, daß jeder dies selbst empfindet. Der Mensch soll sich selbst verleugnen, die sinnlichen Begierden beherrschen und dämpfen; er soll nach sittlicher Vollkommenheit ringen. Ein höherer Gesetzgeber hat uns dieses Gesetz eingeprägt: Werdet vollkommen! Doch, was sagt die Erfahrung? Er kann das nicht unter den Einflüssen des Lebens, trotz der standhaftesten Bemühungen und vieler Jahre. Wäre es also

nicht klüger, nur nach den Trieben zu handeln, da wir jenen Zweck doch nicht erreichen? Wer den sittlichen Zweck des Lebens anerkennt und den Ruf der Pflicht vernimmt, der kann jenen hohen Zweck nicht mißachten, sondern er arbeitet mit einer Nothwendigkeit für denselben, wenn er nicht vor sich selber erröthen will. Was würde auch aus der Menschheit werden, wenn die Befolgung des Sittengesetzes aufhören würde!

Wäre der Mensch nicht ein Thor, wenn er sich alle die Entsagungen auferlegte, welche das Sittengesetz verlangte, wenn unsere Seele nach dem Zerfall unsrer irdischen Hülle nicht mit Bewußtsein des Ich fortlebte? Es wäre Thorheit, wollte er nicht den Becher der irdischen Genüsse bis auf den letzten Tropfen leeren; denn es hätte ja nichts zu bedeuten, wenn mit seinem entnervten Körper auch eine verdorbene Seele in Nichts sänke. Oder was hätte es zu sagen, wenn der Mensch am Ende seiner irdischen Laufbahn sein Gewissen belastet sähe mit einer langen Reihe schwerer Unthaten! Die Existenz des in uns wohnenden Gewissens führt uns zum Glauben an die Fortdauer des menschlichen Geistes im Jenseits.

Wenn der Mensch im Sterben zu nichts vergeht, dann ist er ein bloßes Produkt der Natur, der Materie und dieser ist es einerlei, ob er gut oder schlecht war, ob er sittlich-edel oder niederträchtig gelebt hat, denn sie rechnet später nicht mit ihm ab. Und doch — woher und warum das sittlich-gute Streben im Menschen, das in ihm hervortritt? Die Natur ist weder sittlich, noch gerecht; von ihr kann es ihm nicht verliehen sein; ihr ist das Gute und Böse gleichviel. Versinkt der Mensch

beim Sterben in Nichts, so ist das sittliche Regen und Streben im Menschen etwas ganz Unbegreifliches, so ist das Gewissen ein — Unkraut und dann kann auch im Leben die Moral nicht aufrecht erhalten werden. Denn einen Guten wie einen Schlechten erwartet das — Nichts. Warum sollte dann ein Sterblicher nach sittlichem Adel und Lebensweisheit streben? Dann thue er doch, was ihn gelüstet und freut. Eine Gerechtigkeit gibt es ja nicht. Wir wären dann Kinder der Natur, und besser sein wollen als diese unsere Mutter, wäre thöricht und werthlos.

Hier treten also zwei Grundgedanken auf, a) der Gedanke an eine noch in der Zukunft liegende Bestimmung der sittlichen vernünftigen Wesen und b) die Forderung einer gerechten Vergeltung des Guten und Bösen. Wer tüchtig auf Erden gearbeitet hat, soll seinen Lohn empfangen, so auch bei der Entfaltung der Anlagen. Selbst eine Strafe wird dann die Menschen zu ihrer Bestimmung zurückführen.

Unaustilgbar ist im Menschen die Idee einer ewigen Gerechtigkeit, Liebe und Weisheit, einer ethischen Weltharmonie. Sollte auch bei Manchen die Hoffnung auf eine Vergeltung und Ausgleichung von selbstsüchtigen Wünschen gefärbt sein, so ist es dennoch in Abrede zu stellen, daß der Kern dieser Hoffnung nur der Ausfluß der menschlichen Erziehung sei. Wie wir im Reiche der Natur Zweckmäßigkeit und Weisheit suchen und finden, so suchen wir nicht minder, von einer innern Nothwendigkeit getrieben, im Reiche des Menschenlebens — Gerechtigkeit und göttliche Weisheit. Was uns das Dies-

seits nicht gibt und zeigt, das erwarten wir vom Jenseits. Der Mensch kann von der Idee der ethischen Harmonie nicht lassen. In jedem Einzelnen lebt ein Gefühl des Bedürfnisses nach Harmonie und vergeltender Gerechtigkeit. So gewiß es ein Seufzen und Sehnen nach ausgleichender Vergeltung, nach Gerechtigkeit gibt, so gewiß gehört es zu der von Gott eingepflanzten Würde des Menschen, und so gewiß gibt es für die Seele eine Unsterblichkeit.

3) Der Mensch gedeiht nur im Umgang mit Seinesgleichen; als Mensch bildet er sich sonst nicht aus. Das Kind ist auf seine Eltern, der Unmündige auf Mündige, der Schüler auf einen Lehrer, der Kranke auf Angehörige und Freunde, der Arme auf Vermöglichere, der Zaghafte auf Muthige angewiesen. Gerade in den bürgerlichen, gesellschaftlichen Berührungen entwickeln und üben sich die geistigen Fähigkeiten, steigern sich die geistigen Eigenschaften und Vermögen. Als Glied der menschlichen Gesellschaft hat nun jeder Einzelne seine Pflichten. Was soll ihn von der Verletzung dieser Pflichten abhalten? Wohl treiben die öffentlichen Gesetze Viele zur Ordnung zu einem ehrbaren Wandel; Lohn und Strafe bestimmen ihre Handlungen. Aber viele Tausende hätten keine Zurückschreckung vom Schlechten und Unsittlichen, wenn der Glaube an ein zukünftiges Leben fiele. Der philosophische Gedanke, daß der Mensch als ein moralisches Wesen das Gute und Rechte zu thun habe, weil es gut und recht ist, ohne zu berechnen, ob er davon Vortheil habe, dieser Gedanke an die innerliche Verbindlichkeit zum Guten ist zwar sehr inhaltsvoll; aber der gemeine Mann huldigt

ihm nicht. Wenn Einer bei seinen edelsten Absichten, Worten und Thaten verkannt und verfolgt wird, so bricht ihm zuletzt der sittliche Muth, wenn ihn nicht der Gedanke an die Ewigkeit aufrecht erhält. Wie oft finden wir, daß ein braver Mann beim reinsten Streben durch unvorhergesehene Zufälle unglücklich wird! Wie viele gibt es, deren ganzes Leben eine Kette trauriger Unannehmlichkeiten ist, Menschen, welche lange kränkeln und leiden, welche darben und weinen, wenn andere schwelgen und jauchzen. Wo ist ein Ersatz für ihre Leiden, wenn ihnen der Vernichter Tod die Lebensbürde abnimmt? Eine solche Welteinrichtung wäre regellos, düster, verabscheuungswürdig. Nur in dem Glauben an eine Unsterblichkeit findet der gewissenhafte Mensch einen fortwährenden Antrieb zu guten Handlungen, zu Opfern für Wahrheit, Recht, Freiheit, bürgerliche und kirchliche Ordnung. Durch den Glauben an ein ewiges Leben wird die jetzige äußere und innere Glückseligkeit des Menschen vermehrt. Der Mensch lebt nicht allein vom Brod; höhere Gedanken, wie der, daß es ein Fortleben nach dem Tode gebe, nähren des Geistes wahres Leben, befördern alles, was das menschliche Dasein verschönt und regelt, und beseelen die ganze Kultur. Die Hoffnung auf unsere Fortdauer stärkt uns in allem Guten, in allen Pflichten, in allen drückenden Lagen. Es ist möglich, daß wir fortdauern, sagte ich oben, und es ist aus sittlichen Gründen eine Pflicht für uns, an unsere Fortdauer im Tode zu glauben. Die Schatten des Todes verschwinden immer mehr; ein Glaubenslicht dämmert, ja es leuchtet auf in meinem Innern: Ich bin unsterblich!

4) Die Erde bietet ihren Bewohnern die manchfaltigsten Freuden. Von allen lebendigen Wesen geht keins leer aus. Die weite Natur prangt stets in einem Gewande der Schönheit und bietet Lust und Wonne dar. Leben sollte auf der Erde sein. Kein Geschöpf jedoch ist der Freude so fähig geworden, als der Mensch.

Doch seine Freude mischt sich mit Leid und Uebeln. Er beginnt etwas Gutes und es schlägt fehl, er tritt in nähere Verbindungen und wird getäuscht; er arbeitet mit Kraftanstrengung und er bleibt arm, er liebt die Seinigen und sie bereiten ihm Kummer. Mancher schon schmachtete unschuldig im Gefängnisse, Tausende verloren im Kriege ihre Gesundheit und ihr Leben, Tausende endeten unter rohen Mörderhänden. Schlechte Charaktere in einer amtlichen Stellung drückten, plagten, verfolgten redliche Männer. Mag aber auch ein noch so großes Uebel (Krankheit, Theurung, Kränkung, Vermögenseinbuße ꝛc.) über einen Menschen kommen, er hofft wieder auf bessere Zeiten. Wo ein unverschuldetes Uebel eintritt, da ist der innere Trost nur um so mächtiger.

Bei Betrachtung der Natur, der Außenwelt erkennt der Verstand das Verhältniß der Ursache und Wirkung. Die Bäume blühen und eine Obsternte steht in Aussicht; der Mensch sät Korn und er erntet keinen Klee; er benützt seine Lehrzeit nicht und bleibt kenntnißarm. Der Sparsame muß zu etwas kommen, der Unmäßige untergräbt seine Gesundheit, der Streitsüchtige wird gemieden. In moralischer Beziehung muß dasselbe Gesetz gelten. Tugend muß glücklich, Lasterhaftigkeit unglücklich machen.

Doch wie häufig sehen wir im Leben das Gegentheil. Schon Hiob ruft aus, 21, 6–9:

Denk ich es, so beb ich
und Entsetzen ergreift mich.
Warum leben Frevler so glücklich
und werden alt in Macht und Fülle?
Kräftig gedeihen ihre Kinder
und ihre Söhne blühen vor ihnen auf.
Kein Schrecken trifft ihre sichere Wohnung
und Gottes Ruthe schlägt sie nicht.

Unwürdige, Geizige, Träge sind reich und wackere Arbeiter haben nicht genug Brod. Schwelger werden alt. Schwachköpfe und Heuchler erwerben sich Gönner, geschickte Männer und feste Charaktere werden zurückgesetzt. Es bleibt manches Böse unbestraft und unentdeckt. Der Betrüger verbirgt sich in seiner Lebensklugheit dem Auge der weltlichen Gerechtigkeit; Schurken begräbt man mit Glanz und edle Herzen brechen in Wehmuth und Schande. Wohl darf man den Schein des bloß äußerlichen Glückes nicht zu hoch anschlagen. In den schimmernden Gemächern hauset auch — Elend, Unzufriedenheit, Unglück, Noth und Sorge. Doch gibt es auch Menschen, die ihre innere Verkommenheit nicht unglücklich macht. Wahrlich, wenn es kein Leben nach dem Tode gäbe, so lohnte es sich nicht der Mühe, brav und edel zu sein.

Dazu nehme man das traurige Loos der Blindgeborenen, der Gelähmten, der Verstümmelten, denke an den Seelenschmerz der verkannten Liebe und Redlichkeit. Das Gefühl, daß alles gerecht, müsse ausgeglichen werden, liegt tief im Geiste. Es ist ein bedeutsamer Zug der

Menschennatur, daß sie zwischen Schuld und Strafe ein Gleichgewicht hergestellt wissen will, daß sie nach Verdienst und Würdigkeit eine Belohnung erwartet. Selbst wenn kein Gott wäre, müßte da eine Justiz erfolgen, weil sie aus dem Wesen der Dinge selbst hervorgeht. Es muß ein Leben bevorstehen, wo eine gerechte, vollkommenere Ordnung es gestaltet, daß der Sünder die Strafe nachduldet, der Edle den vorenthaltenen Lohn empfängt. Für den, der an ein Leben nach dem Tode glaubt, sind die naturgemäßen Handlungen beim Sterben nicht vernichtet, nicht aufgehoben; in der Ewigkeit stellen sie sich wieder her. Eine äußere Glückseligkeit muß die guten Menschen auch in den Stand setzen, ihre innere ungestört zu genießen und die Zurückgebliebenen veranlassen, das Versäumte nachzuholen, das Gefehlte zu verbessern. Gewiß es gibt ein Leben der Zukunft: denn Justiz muß werden. Die naturgemäße, innerlich-gesetzliche Gerechtigkeit muß hervortreten, damit der Weltplan in allem ein harmonischer, streng regelvoller bleibe und sei. Immer stärker wird in mir die Ueberzeugung: Der Geist des Menschen ist unsterblich; es gibt ein Leben, ein Fortleben jenseits der Erde auch nach Ablegung des irdischen Leibes.

Der platonische Beweis im Phädon für die Unsterblichkeit der Seele ist ebenfalls ein ethischer (sittenlehrlicher), weil nach Plato, wenn keine Unsterblichkeit wäre, der Böse sehr häufig unbestraft bliebe, der Gute aber keine Belohnung für seine edlen Thaten und Bestrebungen finden würde. Ist er, streng genommen, auch kein Beweis, so

enthält er doch Anregungen zum Nachdenken und wichtige — Wahrheiten.

D. **Theologischer und teleologischer Beweis.** 1) Als denkende Geister, als Kulturmenschen glauben wir in unserer Vernünftigkeit an Einen vollkommensten Gott. Wer aber eine persönliche Fortdauer, eine Vergeltung und Ausgleichung leugnet, der glaubt entweder an keinen ewigen allmächtigen, gerechten Gott oder nur au einen unvollkommenen. Wäre Vernichtung mein Loos, so wäre Gott nicht der Gott der Liebe, der Milde und der Gerechtigkeit. Welch geringen Werth hätte dann das Leben der meisten Siechen, Blinden, Tauben, der Blöd- und Irrsinnigen, von gestorbenen Säuglingen? Eine Religion ohne Glauben an ein künftiges Leben und eine künftige Vergeltung wäre überhaupt keine — Religion.

Glück und Würdigkeit stehen häufig nicht in dem Verhältnisse, in dem wir beides zu sehen berechtigt sind. Fromme seufzen und dulden, Ehrenmänner nach jedem Zoll leiden. Zwar beglückt sie ein innrer Friede und der Schlechte wird oft von geheimer Unruhe gequält; aber es gibt auch Frevler, die ihr Gewissen nicht plagt. Schmeichler, Heuchler, Bösewichter, Wollüstlinge, Tyrannen leben in Ehre und einflußreicher Stellung und sündigen ungestraft an Einzelnen, an Familien und Völkern. Solche Wahrnehmungen nöthigen beim Gottesglauben zum Unsterblichkeits- und Vergeltungsglauben. Die Werke Gottes sind voll Weisheit, sind wunderbar, sind voll Harmonie. Allenthalben ist Schönheit, Zweckmäßigkeit und der Mensch sollte in dieser herrlichen Schöpfung mit ihren großen Zwecken in das Nichts verfallen? Der edelste Theil der

irdischen Werke Gottes sollte so bald zerstäuben und verfliegen? Nein, die Religion, der Gottesglaube ruft uns erquickend zu: Das Geistige bleibt; die Herrschaft des Sinnlichen vergeht; die Fortdauer in einer andern Welt allein kann die Entwicklung in's Vollkommene zu Wege bringen.

Was Gott vollbracht hat, ist für immer vollbracht. Jede seiner Thaten und Schöpfungen bleibt ewig. Keine kann wieder durch einen Akt der Vernichtung zurückgenommen werden. Die Unvergänglichkeit jeder Substanz (Grundkraft) ist damit behauptet; die Unvergänglichkeit der geschaffenen, gewordenen Seele auch. Der Pantheismus, wenn er ein Zurückgehen in Gott, eine Aufhebung der Persönlichkeit lehrt, ergeht sich nur in einer Hypothese, die nicht beweisbar ist. Wie klar steht aber der Satz vor uns: Das Grab, die Marke des irdischen Wirkens, nimmt nur den vergänglichen Theil von Erdenstoff auf, indeß der Geist in höhere Regionen sich aufschwingt.

2) Das Emporgelangen der Wesen aus dem unvollkommnen Sein in ein vollkommneres geschieht auf dem Wege der langsamen Entwicklung. Da liegt eine Reihe von Entwicklungen — unzählige sogar — sichtbar vor dem Auge des Menschen. Wozu die Anfänge einer Entwicklung ohne ein weiteres Ziel?

Der Mensch ist aller Erfahrung und Anschauung nach das höchste Geschöpf und der letzte Zweck der Erdentwicklungen. Alle Perioden der Erdbildung — Millionen Jahre hindurch — weisen darauf hin, wie die Erde zubereitet wurde, um den Kulturmenschen zu beherbergen, um den Geist zuzubereiten, der

Gott erkennt und ehrt, der in Liebe und Sittlichkeit (Heiligkeit) glücklich wird. Als ein solches Wesen darf der Mensch keine Vernichtung fürchten, wenn er auch durch tausend Tode gehen müßte.

Zwar liegen nicht alle Naturzwecke aufgedeckt vor uns; aber von vielen ist uns auch der Zweck offenbar. Ein Korn kommt in den Boden, keimt, treibt einen Halm, eine Aehre, Blüten und Körner und diese sind der letzte Zweck des Kornes als — Nahrung für den Menschen. Eine unabsehbare Menge von Dingen ist nur da — für den Menschen; sie verschönern seinen Wohnplatz, ermöglichen seine Wohlfahrt und — seine geistige Kräftigung? Oder sind etwa die Steine, die Pflanzen nur ihretwegen da? Der Mensch verwendet sie ja beliebig; er ist ihr Herr. Wohl bringen ihm Stürme, Gewitter, Wasserfluten, Pest zeitweise Verderben; aber auch das übt seinen Geist zum Vorwärtsschreiten. Daß es sogar giftige Pflanzen und Thiere gibt, muß für den Menschen einen Werth haben. Vielleicht saugen sie das Gift der Luft ein und wären also Giftableiter. Nun erhebt sich aber die Frage: Behauptet der Mensch nicht zu viel, wenn er meint, alles sei für ihn da? Stellt sich nicht blos der Mensch in seinem Stolz, in seiner Eigenliebe und Selbstsucht an die Spitze der Schöpfung? Ist es nicht vermessen, wenn er sagt, alles sei für ihn da, für ihn leuchte die Sonne, falle der Regen, grüne der Wald, besonne sich die Flur! Ich antworte: Alles ist da, weil es zum Ganzen gehört; nichts ist an unrechter Stelle und ohne Zweck und an der Spitze der irdischen Natur steht thatsächlich der Mensch. Er bewundert die Reize seiner Heimat, erforscht ihr Leben,

Schaffen und ihre Gesetze; das ganze Naturreich unter ihm kann er für sich verwenden. Für ihn sammeln die Bienen den Honig, für ihn fressen sich die Thiere fett, für ihn rauschen die Winde und Flüsse. Ist aber die Erde für ihn da, so ist er auch ihr letzter Zweck. Nur der Mensch hat klares Bewußtsein von der Schönheit und Herrlichkeit der Natureinrichtung; kein Thier weiß, keine Pflanze erkennt die Gesetzmäßigkeit, die hier herrscht: Er steht obenan, er ist der letzte Zweck der Erdbildungen.

Dies alles könnte aber auch der Materialist zugeben und dann behaupten: Gut, im Tode fällt der Mensch doch dem Nichts anheim. Dann hat er den letzten Zweck erfüllt. Der Materialist behauptet jedoch die Ewigkeit des Stoffes. Wenn nun die Atome, die Grundelemente des Leichnams ewig bestehen sollen, so ist auch — die Kraft der Kräfte nicht vernichtbar. Mit dem Tode kann der Mensch allerdings am irdischen Leben nicht mehr theilnehmen, aber der Geist dann — geistig werden und so fortbestehen. Es ist ja unmöglich, daß etwas nichts werde. So lange der Mensch lebt, erkennt man des Geistes Aeußerungen; ist er gestorben, thut der Geist allerdings nichts mehr, was mit den Sinnen bemerkt werden kann. Es ist aber ein falscher Schluß: Folglich ist er auch nicht da. Aeußert sich eine Kraft nicht mehr in seitheriger Weise, so können wir nur schließen, daß sie in eine andere Lage und Verbindung gebracht worden ist. Etwas kann nur in eine andere Form des Seins übergehen. Der letzte Zweck des

Menschen auf der Erde deutet entschieden auf seine Fortexistenz.

Wäre der Geist im Tode des Leibes der Vernichtung preisgegeben, wozu wären alle Anstalten der Natur getroffen? Es ist eine ganz logische und vernünftige Anschauung des Naturlebens, alle Dinge und Erscheinungen auf Erden als Mittel zu betrachten, den ewig lebenden Geist des Menschen anzuregen, zu bilden und zu konzentriren, daß er als geistige Persönlichkeit reife, selbständig werde. Fürwahr, ich erkenne es klar, der Mensch ist der letzte Zweck der Erde und darum ist er unsterblich; so nur kann er Gottes Bild geheißen werden; so nur hat die Erde einen erhabenen Zweck; so nur erhält das Leben einen intensiven Werth (d. i. dem innern Gehalt nach). So lange der Mensch im Staubleibe lebt, gewährt ihm die Erde Nahrung und Schutz und Mittel zu seiner Ausbildung; stirbt er, d. h. legt er sein zeitliches Erdenkleid ab, so schwingt sich sein unsterblicher Geist auf in eine andere Welt (Stern), wo er wiederum naturgemäße Anstalten zu seiner höhern Ausbildung antreffen wird. Der Geist in uns ist der Keim, die Substanz der Unsterblichkeit und jedes sterbliche Menschenkind trägt denselben in sich. Dies drückt uns erst das Diadem der Göttlichkeit auf die Stirne und das Haupt.

E. **Kosmischer Beweis.** Es gibt in unserer Zeit Leute, welche die Wissenschaft bei jeder Gelegenheit schmähen, welche kühn rufen, man müsse umkehren zum Glauben. Sie irren. Jede Wissenschaft ist eine Art, eine Stufe innerer Offenbarung. Die Wissenschaft, die Astronomie belehrt uns über weit vollkommnere Weltkörper, als die

Erde und diese stehen mit der Erde in einem physischen Zusammenhang (Sonne und Planeten). Unsere Planeten kreisen um die Sonne; sie bilden ein Weltgebiet. Auch ihr physischer Zusammenhang ist nicht unmöglich. Die Fixsterne, diese Größen ohne denkbares begreifliches Maß, gegen welche ja die Erde ein Tröpflein ist, diese Weltkugeln ohne menschlich-faßbare Ausdehnung, schweben sicherlich nicht in der Luft, um dem Stäublein Erde zu dienen mit ihrem Lichte. Diese Welten können nicht leer, nicht unbewohnt sein. Die fromme Ahnung sieht in ihnen Orte, wo eine höhere Vollendung angestrebt und erreicht wird. Nicht umsonst winken uns die Sterne so licht und freundlich entgegen; aufwärts zu ihnen geht sicherlich unsre Reise, wenn der Leib stirbt und der gottbewußte, fortschrittfähige Geist von hier auswandert. Eine Versetzung der abscheidenden Menschengeister auf diese Sterne ist ein — gewaltiger, inhaltsschwerer Gedanke.

Unter den Gesetzen, welche wir in der Welt und in uns wahrnehmen, steht obenan das — der fortschreitenden Vervollkommnung. Die Menschheit schreitet vorwärts von der Schwäche zu größerer Kraft, von der Unwissenheit zu immer höherer Erkenntniß. Aus den falschen Vorstellungen über Natur und Leben, über Schöpfung und Geist entspringen manche Uebel im menschlichen Dasein. So werden sogar Leute, die zu den Gebildeten gehören, wohl von dem Zauber der Natur ergriffen; allein sie begnügen sich mit dem flüchtigen Eindruck, betrachten nur den schönen Einband des Naturbuches; sein Inhalt aber bleibt ihnen verschlossen. Sie haben keine Ahnung von dem Genuß, der unserem Geiste

zu Theil wird, wenn dieser die Geheimnisse der Natur aufschließt. Der Geist will eindringen in die Tiefen der Schöpfung und sich die Beschaffenheit und den Zusammenhang des Ganzen erklären. Die Ueberreste im Erdboden sagen uns, wie die Arten von Pflanzen und Thieren im Laufe der Jahrhunderte sich veredelt haben. Das Kleid der Erde ist einem steten Wechsel unterworfen und wie es jetzt vor uns liegt, das Resultat einer unendlich langen Entwicklung. Mit unsern leiblichen Augen können wir kurzlebende Erdenbürger nur einen kleinen Kreis dieser Veränderungen überschauen; allein unser geistiges Auge reicht unendlich weit über die sichtbare Welt hinaus und läßt, was vor Millionen von Jahren in Natur und Menschenleben vor sich gegangen, an sich vorüberziehen. Entwicklung heißt das bedeutungsvolle Wort, das die Natur und den Geist im Menschen angeht. Das Gesetz der Entwicklung führt uns auf die geistige Fortdauer und auf das Bewohntsein der Gestirne.

Die Behauptung, die Entfernung der Weltkörper sei ein Hinderniß des Uebergangs unserer Seele von der Erde auf ein anderes Gestirn, ist gesucht. Denn für geistige Kräfte ist der Raum nichts, wie er hier schon für solche Kräfte, welche dem Geistigen verwandt sind, wie für die magnetische Kraft, für das Licht und die Elektrizität, fast nicht vorhanden ist. Der elektrische Funke springt in 1 Sekunde 50,000 Meilen, in 5 Minuten 15 Mill. Meilen; — überhaupt eröffnen uns die leuchtenden Weltkörper über uns einen Blick in Gefilde der Herrlichkeit und erregen in uns die Ahnung, daß diese höheren

Welten mit ihren Bewohnern eine Geschichte haben, daß dort ein Leben sich regt und bewegt, welches für uns die Bedeutung einer Blütenkrone des ewigen Lebens und Entfaltens hat. Dort hemmt in Millionen Lichtwelten kein Tag- und Nachtwechsel, kein Frost im Winter, kein elender Krieg die geistige Thätigkeit und Entwickelung. Ihr Lichtglanz läßt eine höhere Lebenssphäre vermuthen, als hier auf der Erde.

Das ganze von der Erde aus sichtbare Universum bildet mit unserem Planeten Ein Weltganzes, Ein Vernunftreich, Ein Lebensgebiet. Oder ist die Annahme verständiger und wissenschaftlicher, jeder Weltkörper bilde ein für sich bestehendes Ganze? Lehrt nicht der Bau der Welt den innern Zusammenhang? Der Mensch als begeistetes Haupt unter den Geschöpfen auf der Erde, wie die Engel, die erhabeneren Insassen der Gestirne, sind in eine ununterbrochene Linie des Lebens, und zwar des bewußten, Gott erkennenden Lebens eingegliedert. Man denkt an diese verwandtschaftliche Verbindung in der Regel nicht. Freilich kann der in Raum und Zeit eingebannte Mensch keine klare Begriffe und keine Erfahrung davon haben und erhalten, wie das geistige Leben dort oder drüben sich wirklich gestaltet; doch hiervon weiter unten. Die Entfaltung der zahllosen Blütenknospen im irdischen Frühling, von denen jede in eigener Weise nach Gehalt, Farbe und Duft erscheint, mag uns eine schwache Andeutung geben von dem unendlichen Lebensreichthum des ewigen Frühlings in den höheren Weltregionen. Die Bewohner jener Sonnen (Lichtwelten) müssen gemäß der

stufenmäßigen Naturordnung jedenfalls feiner und höher, vielleicht lichtartig organisirt sein als die Bewohner der kleinen Erde.

Da nicht alle Menschen weise und gut werden, da unzählige Menschenkinder frühe sterben, ehe sie an Leib und Geist auch nur für das Erdenleben ausgebildet waren, da so viele von hinnen gehen, die nur beschränkte Vermögen äußerten, so wäre der Hauptzweck des Erdenlebens, geistige Ausbildung und Erstarkung, verloren, wenn nicht andere Gegenden da wären, wohin sie versetzt würden, um diesem Naturzwecke Genüge zu leisten. Wozu hätten alle großen Geister hier gelebt, wenn keine andere Welt sie — in der Reife begriffen — aufnähme? Sterbende haben schon wenige Augenblicke vor ihrem Abscheiden merkwürdige Lichtblicke ins Reich der Geister gethan und noch bei Leibes Leben Worte darüber hören lassen. Ein braver Mann rief in der letzten Viertelstunde: O wie herrlich! Licht und Sonnenschein! Sehet ihr dort die Engel? Sie winken, sie lächeln, sie kommen! Bald darauf hatte er überwunden, den Frieden im Antlitze. Solche geistige Schauungen sind wohl nicht blos Phantasieerregungen, sondern mögliche, glaubwürdige Thatsachen. Wo das göttliche Selbstbewußtsein in solcher Macht durchzuleuchten beginnt, wo Erde und Himmel in solcher Verbindung erkannt, erschlossen werden, da weicht des Todes Angst und die Gewißheit der Unsterblichkeit tagt.

Wir alle treten von Zeit zu Zeit an Gräber. Geliebte scheiden von uns. Leer bleibt die Stätte, die sie uns ausfüllten und wo wir sie walten sahen. Sind die Bande auf ewig zerrissen, die uns hier zusammen einigten?

Nein, ein geheimnißvoller Zug knüpft uns an sie. Unser Herz sehnt sich nach den entschlafenen Familiengliedern; eine innere Kraft ruft die Bilder von ihnen immer wieder in uns wach; es mahnt uns ein Bedürfniß, an sie zu denken. Diesseits und Jenseits sind durch zarte Fäden mit einander verknüpft. Das Auge nimmt auch nicht wahr, was die Erde in ihrem Kreislaufe hält, was den Mond an die Erde, die Planeten an die Sonne bindet, und doch findet diese Verbindung statt.

Wäre der Tod — Vernichtung, so wäre es ein elender Trost: Denke eben nicht mehr an die Entschlafenen! Kann ich mein Gefühl, soll ich meine Natur verleugnen? Wir werden durch so vieles unwillkürlich an den Tod erinnert. Es ist unmöglich, etwas wahrhaft Tröstendes über den Tod zu sagen, sobald er Vernichtung ist. Der Gedanke, mein Kind, mein Weib ist todt, hat keine Existenz mehr, denkt nicht, fühlt nicht, ist schauerlich und niederschlagend. Die Zeit hat Flügel. Auch mein Tod rückt unaufhaltsam heran. Was gibt mir Linderung beim Hinblick auf das Sterben, auf das Grab? Einzig der Gedanke: Was an mir irdisch-stofflich und verweslich ist, gehört dem Erdboden, was unverweslich, ewig ist, das schwingt sich in eine andere Welt. In Anschauung des Todes gibt es nur einen wahren Trost: Der Tod hat keine Macht über den Geist; er lebt fort.

Mag unser Leib auch wie ein Kleid veralten, —
was in uns fühlt und denkt, wird nicht vergehn:
Es wird der Geist aus seinem Staub ersteh'n.
Der Schöpfer mag die Welten umgestalten, —
die Kraft, die Ihn erkennt, wird nie verweh'n;

in schön'rem Lichte wird sie sich entfalten
und dort auf neuen prächt'gen Heimatauen
verklärt in Gottes Größe heller schauen!

F. **Historischer Beweis.** Die Ueberzeugung von der ewigen Natur und Wesenheit des menschlichen Geistes ist nicht nur uralt, wohl so alt als das Menschengeschlecht, sondern der Glaube an eine Fortdauer nach dem Sterben findet sich auch bei allen Völkern. Zu allen Zeiten und unter allen Nationen sind Denker aufgetreten, welche überhaupt die Lehre von der Unsterblichkeit des menschlichen Geistes oder diese Fortdauer unter verschiedenen Bildern und Ausdrücken anschaulich zu machen suchten. Wir finden diesen Glauben schon bei den frühesten Kulturvölkern. Sehr ausgebildet war er namentlich bei den alten Aegyptern (Seelenwanderung, Todtengericht, Einbalsamirung). Moses, der Egypten entstammte, der in der Priesterweisheit unterrichtet war, nennt den Herrn (Jahve) den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, also einen Gott — Fortlebender. Sokrates und Plato haben in der vorchristlichen Zeit ebenfalls mit fester Entschiedenheit ausgesprochen, daß die Seele ewig fortdaure. Die Gründe, welche Plato im Phädon für die Fortdauer des menschlichen Geistes anführt, sind etwa folgende: Der Geist ist etwas vom Körper gänzlich Verschiedenes, Immaterielles. Die Zerstörung des Körpers kann daher dem Geiste nicht schaden, weil dieser zwar mit dem Körper in Verbindung steht, aber von ihm unabhängig und nur während des Lebens in den Körper, wie in eine Hülle (Gefängniß) eingebannt ist. Nichts in der Welt kann untergehn; doch kann das, was zusammengesetzt ist, sich

in seine Bestandtheile auflösen. Der Körper ist zusammengesetzt, daher zerfällt er in seine Grundstoffe. Die Seele ist einfach; sie kann sich daher weder in verschiedene Bestandtheile auflösen, noch ganz verloren gehen. Plato erkennt der Seele eine ununterbrochene Lebendigkeit zu, weil sie nicht bloß von Anderem bewegt werde, sondern sich selbst bewege. „Was einen Abschnitt der Bewegung hat, das hat auch einen Abschnitt des Lebens. Nur das sich selbst Bewegende, weil es nie sich selbst verläßt, wird auch nie aufhören, bewegt zu sein; vielmehr allem, was bewegt wird, ist das sich selbst Bewegende — Quelle und Anfang der Beweglichkeit.“ Ob Aristoteles (340 v. Chr.) eine Unsterblichkeit der Seele angenommen hat, ist oft bezweifelt worden. Cato, der ernste Römer, erklärte, er glaube an die Unsterblichkeit der Seele. Ehe er sich entleibte, las er im Phädon; mit diesem Glauben könne er freudig leben und freudig in den Tod gehen. Cicero schrieb: Neque enim assentior iis, qui hoc nuper disserere coeperunt, cum corporibus simul animos interire atque omnia morte deleri.

Der Lehrsatz von der Fortdauer der Seele ist von Christus Jesus so unzweideutig und fest ausgesprochen, daß diese Lehre mit dem Christenthum auf's innigste verwachsen erscheint. Es gibt kein Reich Gottes, keine Bürgerschaft darin, kein Christenthum ohne den Glauben an die Unsterblichkeit des Geistes. Leibnitz sagte, erst Christus habe den Glauben an ein andres Leben mit dem Nachdruck eines Gesetzgebers festgestellt und damit eine Weltreligion, die Religion der Humanität, geschaffen. — Das Christenthum faßt den Begriff des persönlichen Geistes

am tiefsten und darin — im Begriff der Persönlichkeit — liegt in der That der vorzüglichste Beweis der Wahrheit jener Idee. Dieser Glaube wurde durch das Evangelium das allgemeine Eigenthum des Volkes, der Armen.

Alle Bewohner der Erde haben eine Religion, mag diese auch noch so verunstaltet sein. Ohne Unsterblichkeit brauchte man und gäbe es keine Religion. Sie ist aber ein mit der Natur unsers Geistes innig verknüpftes Prinzip.

Die Urvölker, die alten Aegypter, Griechen, Chinesen, Indier, die Juden ahnten die Unsterblichkeit. Wer seine Helden unter die Götter versetzt, der dachte sich ihre Vernichtung als unmöglich. Bei den Skythen herrschte die Sitte, daß beim Tode eines Großen seine Lieblingsfrauen und mehrere Sklaven geschlachtet wurden, daß er in jenem Leben alsbald Diener habe. Bei Negerstämmen soll dies noch heute gebräuchlich sein. Die Germanen glaubten eine Walhalla, wo die Unsterblichen weilten und sich vergnügten. Die Indianer des Tafellandes (Hochlandes) von Bogota meinen, daß die Seelen der Verstorbenen auf Nachen von Spinngeweben über den Todtenfluß setzen. Bei allem Unsinn doch ein geheimer — Gedanke an Fortdauer.

Ueberhaupt glauben alle Völker des Erdbodens an ein Land des Jenseits, ohne daß ein Volk diese Lehre nachweisbar von einem andern empfangen hätte. Die menschliche Natur begehrt, fordert mit lautem Ruf diesen Glauben, diese Hoffnung. In allen Geschlechtern und Einzelnen regt sich ein Sehnen und Wünschen, das nur im Gedanken an das Fortleben seine Befriedigung findet;

in allen waltet ein Verlangen nach Nichtaufhören. Sobald ein Volk dem Stadium der Roheit entgangen ist, sobald die Vernünftigkeit in Einzelnen erstarkt, so denkt der Geist mit Inbrunst an eine unendliche Zukunft, an eine gerechte Vergeltung jenseits des Grabes, obschon unser Verstand sich keine richtige Vorstellung über das andere Leben bilden kann. Zwar erzählen Reisende, Geographen und Naturforscher, dieser und jener unkultivirte Stamm habe keinen Unsterblichkeitsglauben; sie hätten keine Spur davon getroffen. Aber verstanden sie denn bei ihrem Begegnen seine Sprache? Forschten sie gründlich nach diesen Anschauungen, Meinungen und Lehren und konnten sie ihnen deutlich gemacht werden? Auch wir haben Beispiele, daß Indier und Chinesen, die in Deutschland reisten, über die christliche Religion und den Volksglauben die absonderlichsten Dinge nach Hause berichteten.

Ganz tief stehende Volksstämme bestatten ihre Todten feierlich und betrauern sie. Sicherlich thut dies der Schmerz der Liebe nicht allein. Es lebt in der Regel auch die Idee dabei, daß der Verstorbene — lebe. Diese allgemeine Uebereinstimmung, diese Volksstimme ist — Gottes Stimme, nicht aber nur ein Traum. Der Glaube an die unendliche Fortdauer des Geistes mit Persönlichkeit, Bewußtsein, Rückerinnerung an die Vergangenheit und mit fortschreitender Thätigkeit ist kein selbstgemachter, kein von der menschlichen Gesellschaft erfundener und liebgewonnener, kein künstlich entwickelter und traditionell fortgehender, sondern er ist — ein naturgemäßes Entfalten des denkenden, erkennenden Geistes in uns, ein Keim von Gott in uns gelegt und ein ordentliches Lebensbedürfniß. Die

Sehnsucht nach dem Leben ist nicht eine Mitgabe, daß sie uns das Erdenleben verbittere, unsere Ruhe untergrabe, sondern damit sie uns bewege, eingedenk der Heimat droben unser Herz nicht an die Güter und Lüste dieser Staubwelt zu hängen, sondern daß wir mitten unter den Sorgen und Lebenslasten unsern Blick immer wieder richten auf die lichtstrahlende, uns zuwinkende Sternenwelt.

Selbst den Menschen, welche keck behaupten, der Tod sei Zerstörung und Vernichtung unseres Wesens, des Körpers und der Seele, fehlt die Ahnung des Fortlebens nicht. In stillen Nächten taucht der Glaube an ein höheres Jenseits auch in ihnen auf; ihre Prahlerei ist Schaum, Selbsttäuschung, Frechheit. Der Glaube an die Unsterblichkeit des Geistes bricht aus der Unmittelbarkeit des menschlichen Wesens wie instinktiv hervor. Die neuesten Untersuchungen über den geistigen Lebensinhalt der Naturvölker zeigen in überraschender Weise das allgemeine Vorhandensein des Unsterblichkeitsglaubens, so getrübt, kindisch, unentwickelt er auch sein mag; und die Beobachtung derer, welche die Unsterblichkeit in Abrede ziehen, lehrt, wie schwankend und unsicher, wie oberflächlich und leicht ihre Meinung da steht und wie schnell sie durch Einwendungen in die Enge und Klemme gebracht werden können. Selbst die Materialisten können nicht beweisen, daß das Fortleben nach dem Tode eine Unmöglichkeit, eine zwecklose Erscheinung, ein Unglück wäre; sie müssen zugeben, daß das Vollkommenwerden möglich und erfreulich wäre und daß der Wunsch fortzuleben, einen gar köstlichen Inhalt in sich schließt.

G. **Einige biblische Stellen.** Tritt zu diesen seither erörterten Vernunftgründen der lebendige Glaube an Gott, den Allmächtigen, Weisesten, Gütigen und Gerechten, den Schöpfer vom All, den Herrn alles Lebens und an den Vater; tritt zu diesen Vernunftgründen und zu dem festen Glauben an eine waltende Gottheit noch der Glaube an die erhabenen Wahrheiten der Bibel, welche nicht nur heilige, tiefe Denker vor Jahrtausenden niedergeschrieben, sondern vom göttlichen Geiste geleitet, geoffenbart haben, der Glaube an die göttlichen Lehrsprüche, die so bedeutungsvoll unsre innigsten Hoffnungen aussprechen, so gewinnen diese Vernunftbeweise noch an Kraft und überzeugender Wirkung. Wie inhaltsreich sind folgende Sprüche der hl. Schrift: 1. Mos. 1, 27. Gott schuf den Menschen sich zum Bilde. Dieses Bild kann nicht einzig im Leibe, in der Form bestehen, die altert und zerfällt. Wohl ist der Mensch schön von Gestalt; Würde und Anmuth malet sich in seinen Bewegungen und Mienen. Aber die Gottartigkeit des Menschen ist seine Geistkräftigkeit, Bildungsfähigkeit, Unsterblichkeit. Der Mensch als ein Abdruck des göttlichen Wesens muß, wie der Urgeist selber, in Ewigkeit fortdauern.

Ps. 17, 15. Ich will satt werden, wenn ich erwache nach Deinem Bilde. Welch ein Morgen, wenn die neue Sonne den erwachten freien Geist entzückt; wenn er, himmlischfroh, mit sel'ger Wonne auf die lichte, neue Schöpfung blickt! Verjüngte Kraft, neue Thätigkeit, ein prachtvolles Wohnland, das geistige Genüsse bietet, sind in diesen Worten ausgedrückt. Prediger 12, 7 und

14. Der Staub muß wieder zur Erde kommen, der Geist geht zu Gott, der ihn gegeben hat.

Weisheit Salomos 2, 1. 3. — 3, 1; 5, 1–5. Der Gerechten Geister sind in Gottes Hand und keine Qual rühret sie an; der Gerechte wird gezählet zu den Kindern Gottes und sein Erbtheil ist das der Heiligen. Ebenso: Daniel 12, 2.

Unser Herr Jesus redet gemäß der Gottesidee, die er aufstellt und gemäß der Bestimmung des Menschen, wie er sie lehrte, vom gewissen Fortleben. Erst die Christen — gelangten zur Erkenntniß ihrer Bestimmung, zum Verständniß ihres Lebens; unter uns ist der Unsterblichkeitsglaube — positive Religionslehre. Selbst die Juden, die doch eine Offenbarung hatten und eine Priesterzunft, die alles galt und alles regierte, waren nicht fest in diesem Glauben. Das Christenthum ist die Religion der Liebe, der Freiheit, der Fortdauer. Matth. 6, 20 sagt Christus: Sammelt euch himmlische (= für den Himmel) Schätze, die weder Motten noch Rost fressen, noch die Diebe stehlen. Matth. 10, 28. Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten und die Seele nicht können tödten. Matth. 22, 32. Gott ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen. Eine Andeutung, daß der Mensch fortlebe, nach der Entfesselung vom Körper fortdauere, sonst würde sich Gott nicht noch lange nach dem Tode der Erzväter ihren Gott nennen. Matth. 25, 34.

In Luk. 16, 19–31 sagt Jesus vom reichen Manne: Ihm sind nach dem Tode die irdischen Verhältnisse, in denen er gelebt habe, noch bewußt; er kann noch denken; er leidet Pein, ihn dürstet; er kann noch fühlen. Er

wendet sich an Abraham, daß er Lazarus abschicke, um seine Zunge zu kühlen und — seine Brüder im Heimatorte zu warnen; er kann noch wollen, wünschen, sorgen. Nicht Eine wesentliche Kraft ist verloren gegangen. Joh. 5, 28. Es kommt die Stunde, in welcher Alle, die in den Gräbern sind, werden hervorgehen, theils zum Leben, theils zum Gericht. Gräber ist ein bildlicher Ausdruck und bedeutet hier — die Leiber, die menschlichen Körper. Dies ist die treffendste Erklärung.

Joh. 11, 25. Ich bin (lehre) die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubet, wird leben, obgleich er stirbt. In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Joh. 14, 2. Ich lebe und ihr sollt auch leben. — Wer die Lehre Jesu glaubt, der muß auch die Fortdauer im Tode annehmen. Das Christenthum ist der Unsterblichkeitsglaube. Joh. 17, 24.

2. Korinther 5, 6. 7. 10. 2. Kor. 6, 16. Wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen. Das letztere ist ein unmittelbares Erleben in einem Lande des Lichts und des Fortschritts. — 1. Kor. 15, 47.

Galater 6, 8. 9. Einst wird uns die göttliche Gesinnungs- und Handlungsweise himmlisches Glück bereiten, eine Ernte nach der Saat. Philipp. 3, 20. 21.

Offenb. 21, 1. 4. Ich sahe einen neuen Himmel und eine neue Erde und der (schmerzbereitende) Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei. Das alles wird ererben, der überwindet.

Der Bibelglaube bekennt sodann, die Auferweckung der Tochter des Jairus, des Jünglings von Nain, des Lazarus von Bethanien seien Zeugnisse für die Unsterb-

lichkeit. Aber die Rationalisten lächeln dazu und entgegnen: Von der Tochter Jairi sage der Prophet von Galiläa selber: Das Mägdlein ist nicht gestorben, es schläft. Die andern Beispiele betrachten sie ebenfalls nicht als Thatsachen über wirklich Geschehenes, sondern nehmen nur Scheintod an, oder sogar bei den letzteren zwei Fällen nur die — — Erweckung in's geistige Leben, die Erweckung aus der Sinnlichkeit in den Zustand der innern Wiedergeburt, die Heilung von einem Laster. Warum sollte ich diese Anschauungen übergehen? Daß der Bibelgläubige die Auferstehung Christi und alle passenden Schriftstellen als Gottes sichere Zeugnisse für die Unsterblichkeit und für die dereinstige Auferstehung des Fleisches annimmt, bedarf nicht weiterer Erörterung.

Alle diese Stellen, die sich vermehren ließen, rufen uns zu: Der Mensch ist unsterblich. Er trägt nur für diese Verhältnisse der Erde einen Fleischkörper. Die Lösung des Bandes zwischen Geist und Leib läßt den Geist und seinen Zustand zunächst unverändert. Jauchze, du Frommer! frohlocke du Weiser und Redlicher, tröste dich, Betrübter, zittere, du Frevler! Gott ist die Quelle des Lebens, die Welt ist voll Leben, und was wir Tod heißen, ist nur Eintritt in höheres Leben, ist nur Auswanderung und Verwandlung. Von diesem Glauben her rührt die merkwürdige Todesfreudigkeit, die so mancher sterbende Christ anzeigt. Es ist nicht eine stumpfe Gelassenheit, die sich in's Unvermeidliche fügt, sondern das ist ein Vorschmack des Unendlichen, ein Vorgefühl des Sieges über Tod und Grab.

Die meisten Menschen haben gar nicht den Muth,

sich unsterblich zu denken. Ich bin gewiß, der Mensch wird anfangs dort sein, wozu er sich gemacht hat. Himmel und Hölle, Friede und Unruhe liegen auch in seinem Geiste. Wer den Himmel nicht mit sich hinüber bringt, der — wird auch nicht selig. Mit unserem Sterben beginnt eine neue Lebensbahn, das zweite Stadium unseres bewußten, Gott erkennenden Daseins!

Die Hoffnung schauet in die Ferne
durch alle Schatten dieser Zeit.
Der Glaube schwingt sich auf die Sterne
und sieht in's Reich der Ewigkeit.
Da zeigt mir Gottes milde Hand
ein Erbtheil und verheißnes Land.

H. Es gibt eine religiöse und philosophische Anschauung, die sagt: Die menschliche Seele muß ihre Unsterblichkeit erst im Erdenleben erringen. Selbst Bibelworte scheinen diese Idee zu stützen: Wer da glaubt, der wird leben. Der Glaube wäre die Pflege des göttlichen Sinnes, der kräftige, geistige Verkehr mit Gott, die sittliche Lebenshaltung voll Liebe zum Vater. So jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich, Joh. 8, 51. Auf diese Sprüche hin wurde schon angenommen, nur der an Jesum Christum Gläubige sei unsterblich, erhebe sich zur Unsterblichkeit, erlange die Fortdauer und Verklärung des Geistes. Andere sagen, diese Worte enthalten einfach nur die Lehre: Wer ein Christ ist, von meiner Lehre überzeugt ist, der ist auch von der Fortdauer der Seele überzeugt, der sieht im Tode kein Ende des menschlichen Da-

seins, sondern auf Grund seiner Gotteserkenntniß im Sterben den Uebergang in einen höheren Lebenszustand.

Bei der Ansicht, es wären nicht alle Menschen unsterblich, fragt man: Sind nicht viele Menschen fast wie das Thier? Sie erscheinen uns als Ergebnisse ihrer Leibesbeschaffenheit, ihres Schicksals, ihrer Erziehung. Da gibt es Unglückliche, sittlich Verkommene, Unvernünftige. Diesen spricht man mit Recht die Unsterblichkeit ab; nur weise und fromme Seelen werden zum Leben hindurchdringen, weil nur sie die Stärke haben, die Katastrophe des Sterbens zu überwinden. Die Sünder und Thoren seien dem Vergehen verfallen. Auch die Natur lehre, daß nicht jeder Keim, nicht jede Knospe sich zum grünen Blatt entwickle, daß nicht jede Blüte zur entsprechenden Frucht reife. Mancher Keim sei nur die letzte Lebensäußerung einer dahinsterbenden Pflanze. Dies sei auch in Betreff der Unsterblichkeit des Geistes der Fall. Allein der Mensch ist, wenn er auch vom Lebenswege abirrt und der Erde dient, doch zur Fortdauer befähigt. Sein Seelenkern, die geistige Substanz ist als solche geworden, als solche vorhanden, erstarkt und als solche unzerstörbar. Diese geistige Substanz kann hier verhüllt, verschlossen bleiben. Trennt sich aber im Tode, diesem Prozesse der Scheidung zwischen Leib und Seele, das Hemmende, die Hülle, so lebt das Unsterbliche fort und holt nach, was hier durch äußeren Einfluß unmöglich war Auch unter einer krankhaften, belästigenden Hülle bleibt, was göttlicher Natur und Wesenheit ist. Nach dem Ablegen des Leibes kann der Geist seine göttliche Pflege,

Stimmung und Ausstattung sicherlich rascher und leichter nachholen, auferbauen und stärken.

Man verweile doch bei dem Gedanken schärfer: Nur derjenige Menschengeist sei nach dem Evangelium (Joh. 5, 24) unsterblich, indem der Christusglaube zum festen Abschluß gekommen sei. Von den vielen Millionen Bewohnern der Erde würden demnach verhältnißmäßig gar wenige persönlich bewußt fortleben. Scharen von Säuglingen und Erwachsenen vergingen in Bewußtlosigkeit, im Rückschritt, im Nichts. Der Mensch ist aber sichtbar die oberste Gestaltung auf Erden, die Konzentration aller vorherigen Entwickelungen. Diese erlangte Lebensstufe an sich befähigt zum Selbst- und Gottesbewußtsein, befähigt zur persönlichen, bewußtbleibenden Existenz. Dies gerade ist das spezifische Moment der Stufe unseres Seins. Ein Menschengeist, der hier auf der Erde entweder in Folge eines körperlichen Organisationsfehlers oder durch eine Unthat (Verwahrlosung, Mangel an Bildungsgelegenheit, Mord) sich geistig nicht entwickeln konnte, tritt naturgemäß im Tode in Verhältnisse, welche die vollere Reife begünstigen, nachholen, hervorrufen und herrlicher fördern.

Fasse ich die aufgestellten Vernunftbeweise zusammen, erwäge ich ihre zusammenwirkende Kraft, so steht mein Glaube an die Unsterblichkeit unwankbar fest. Denn

1. Im Reiche der ganzen Schöpfung findet eine zur Vollkommenheit stetig aufsteigende Reihe von Gebilden, Wesen und Zuständen statt; der Tod als Ende des Geisteslebens würde diese Stufenleiter völlig zwecklos abschließen;

2. Im ganzen Weltall gibt es keine Vernichtungen, sondern nur Formveränderungen;

3. Wesen, die Begriffe von Gott und Ewigkeit haben, sind schon so fortgeschritten, daß sie unvergänglich sind;

4. Ohne Fortdauer des Geistes wären alle Eigenschaften und Vorzüge, alle Anlagen und Vermögen des Menschen verloren;

5. Der Trieb nach Ausbildung und die Anstrengung dabei wäre werthlos;

6. Jede individuelle Strebsamkeit und Thätigkeit wäre ohne erhabenes Ziel;

7. Die Liebe zum Leben und die Sehnsucht nach Fortdauer wäre im eigentlichen Sinne Ausartung der Natur;

8. Das Gewissen wäre eine unnöthige Erscheinung; es wäre keine Justiz in der sittlichen Welt und es fiele der Trieb zu guten Handlungen hinweg;

9. Sodann wäre ohne Unsterblichkeit das Wissen des Todes uns nur Furcht und Strafe;

10. Der Mensch als letzter Zweck der Erde und die ganze Welt ohne erhabene Bestimmung, wäre also vergeblich da;

11. Endlich hätten wir beim Tode Geliebter keinen wahren Trost und

12. Die Welt wäre augenfällig ohne Gott, oder Gott ein — unvollkommenes Wesen;

13. Alle Weltweisen, welche das Seelenleben erforscht, hätten geirrt und alle Völker lebten bei dem Unsterblichkeitsglauben im Wahne und

14. Die Bibel würde — lügen. Ist dagegen der Menschengeist unsterblich, so ist allenthalben Harmonie, Zweck, Gesetzmäßigkeit, erfreuliche Ewigkeit! Erst mit diesem Glauben wird der Mensch — ein Mensch, ein Kind Gottes. Unsere Erdentage sind der Anfang des bewußten, geistigen, Gott erkennenden Lebens und die Vorbereitungszeit für ein höheres Dasein. Tod, du bist mir kein Schrecken mehr, sondern ein naturgemäßer, willkommener, Freude bringender Uebergang in ein höheres Sein. Die Verneinung ist nur eine Scheinmacht! Wir sind unsterblichen Geschlechts.

III. Ansichten anderer Völker.

Ganz natürlich taucht hier die Neugierde empor. Man fragt: Wo werden die Seelen dereinst sich aufhalten? Wie soll die Seele, die hier mit dem Leibe auf's innigste verbunden war, ohne denselben existiren? Womit werden die Unsterblichen die Zeit, die kein Ende hat, ausfüllen? Wenn man nur auch gewisse Spuren der Unsterblichkeit schon erfahren hätte, wenn man nur auch wüßte, wie es dort wäre, wohin der Geist kommt, wenn man nur auch einige Auskunft über die Art des neuen Lebens erhielte! Solche Fragen und Wünsche sind verzeihlich. Zu keiner Zeit hat die Thorheit und Weisheit geruht, diese Verborgenheiten der Ewigkeit zu ergrübeln. Der menschliche Vorwitz gaukelt allzugerne um die Geheimnisse der Zukunft; auch das liegt in unserem Wesen. Daher gibt es so viele abweichende Ansichten über das jenseitige Leben, als es Nationen gibt; jeder Weise bildet sich andre Ansichten davon. — Der sinnliche Mensch kann in Folge seiner Einrichtung, die nach den Gesetzen des Erdorganismus besteht, das Leben der Geister so wenig begreifen, als ein Kind im engen Mutterleib das soziale Leben und

Treiben der Menschen. Hat das Kindlein den bergenden Mutterschoß verlassen und ein neues Dasein betreten, so wächst es in dasselbe hinein. Ganz so mag der Geist sein irdisches Wohn- und Pilgerhaus verlassen und in eine schönere, höhere Welt einrücken. Wir sehen und kennen diese Welt allerdings nicht, so wenig als ein Kind die Erde, die Natur kennt, ehe es geboren ist. Wie der Blinde die Reize einer Landschaft nie ganz begreift, wenn er auch Vorstellungen sich davon bildet, so ist uns die wahre nähere Erkenntniß des überirdischen Weltlebens nicht möglich bei aller Tiefe und Wahrheit unserer Gedanken darüber.

Der Tod erfolgt für alles Geschaffene, irdisch Erzeugte. Er ist auch für den Menschen eine Naturnothwendigkeit. Offenbar hätten selbst Adam und Eva sterben müssen; sie wären der Erde ebenfalls entführt, entrückt worden. Es ist unrichtig, wenn es im Gesangbuch heißt: Der Tod ist nicht von Gott gemacht; ihn hat die Sünd' zu uns gebracht. Nur hat die Sünde, die Gottentfremdung, dem Menschen den Tod schreckhaft und schauervoll gemacht. Christus nennt ihn gar lieblich und freundlich, einen Hingang zum Vater; so darf er auch mit Recht eine Wohlthat für den Menschen und eine Neugeburt geheißen werden. Hier auf der Erde erfolgt der Tod des Menschen, diese Trennung des Geistes von seiner schadhaft gewordenen, irdisch-stofflichen Hülle als ein Ausgang; auf einem vollkommener eingerichteten Orte, in einer herrlicheren Lichtwelt ereignet sich die Neugeburt, die Geistesankunft daselbst.

Ob alsdann der Geist seines vorigen Seins

bewußt ist, darüber sind die Ansichten getheilt. Wer ihm dieses Bewußtbleiben abspricht, sagt etwa: „Frage doch ein Kind, was es von seiner irdischen Geburt, von seinem Gestalten und Leben im Mutterleibe, von seinen ersten Lebensjahren wisse? Dem ankommenden Erdenbürger mangelt das Bewußtsein; der Sterbende scheidet von der Erde. Versetzt in eine neue Welt, braucht er von seiner vorhergehenden Daseinsstufe nichts zu wissen. Eine Rückerinnerung ist sogar nicht nöthig und für Unzählige ist sie nicht einmal wünschenswerth.“ Diese Ansicht hat wenig für sich. Das Bewußtsein entfaltet sich und wächst erst im Leben, unter vielfacher Uebung im Kreise der Menschen. Geworden, hervorgegangen und erstarkt bleibt diese Konzentration der Kräfte und Vermögen. Der geistige Fortschritt erfolgt nach den organischen Naturgesetzen der Heimat, hier und dort. Eine Unsterblichkeit ohne Bewußtbleiben wäre sehr mangelhaft. Dann wüßte ein verstorbenes Kind nichts von Vater und Mutter; der Mann wüßte nichts von seiner vormaligen Gattin und von seinen Lieblingen; die Mutter nichts von ihrem Lebensgefährten und von denen, die sie geboren und erzogen hat, der Weise behielte nichts von seinen Kenntnissen, der Uebelthäter nichts von seinen Schlechtigkeiten. Wenn dem so wäre, so hätten wir entweder keinen rechten Fortschritt, oder wir wären eine Art neuer, wesentlich anderer Schöpfung. Nach dem Tode auf Erden muß uns die Persönlichkeit und das Bewußtsein an unsere Vergangenheit bleiben. Eine Fortdauer des Geistes ohne Persönlichkeit und Bewußtsein, ein Zurückgehen des Geistes in das All, ein Verschwinden in der

Gottheit und Welt, wie der Pantheismus annimmt, ist schlechterdings keine Unsterblichkeit und macht jede gerechte Vergeltung nach persönlichem Verdienste unmöglich. Auch würde bei einer Rückkehr unseres Geistes in Gott hinein der reine, heilige, weise Gott durch die Millionen sündiger, thörichter Menschengeister befleckt. Wozu sich der Mensch gemacht hat, das wird er naturgesetzlich für sich sein; wie er hier für sich besteht, denkt lebt, fühlt, wirkt und strebt, so wird er es auch dort sein und thun.

Die Natur macht nirgends Sprünge, nirgends allgemeine Rückschritte. Wie hier, so dort ein allmähliches lückenloses Fortschreiten in allem. Der Fortbestand des Bewußtseins, des Erkennens nach dem Maße und Grade seines hiesigen Entfaltens ist sogar nothwendig für das Gefühl der — Seligkeit und für den Eifer, weiter voranzuschreiten. Die dortigen Geburtsverhältnisse als höhere können füglich als solche angenommen werden, bei denen der Ankömmling sein Bewußtsein und seine Rückerinnerung bewahrt hat. Die neuen Zustände müssen und werden sich organisch an die hier errungenen geistigen Stufen anschließen. Aber — wie menschliches Wissen und Können unendlich steht über dem Sinn und Trieb der Thiere, so mag der Erkenntniß- und Wirkungskreis jener Lichtnaturen auf den Sternwelten im Vergleich zu uns erweitert sein.

In der Gemeinschaft, mit andern lebendigen Wesen unserer Art bilden sich unsere Erkenntnisse, Gefühle und Willenskräfte allein schärfer aus. Eine solche Gemeinschaft läßt sich ohne Vermittelung einer Sichtbarkeit, eines entsprechenden Leibes nicht denken. Wir treten also be-

wußt in die Ewigkeit hinüber und bleiben bewußte Persönlichkeiten. Unsere Erdverhältnisse sind Anfänge des Lebens, dort folgen die Fortsetzungen. Dort müssen die Leiber vollkommener, ätherischer, die Geister lichter, klarer, freier, durchdringender sein. Für die Verkümmerten und Verirrten hienieden waltet auch dort die Weisheit und Liebe des Herrn.

Ehe ich jedoch meine Anschauungen über das Leben in der Ewigkeit näher gebe, sollen zuvor Ansichten anderer Völker darüber in Kürze mitgetheilt werden.

Es ist kein Volk auf der Erde, das nicht besondere Vorstellungen und Sagen von dem Zustande der Geister nach dem Sterben des Leibes hätte, über den etwas Genaueres zu erfahren nur dem stumpfesten Menschen gleichgiltig sein kann. Alle Nationen des Alterthums, wie alle Völker der Gegenwart haben über das Leben des Geistes nach dem Tode des Erdleibes, welcher der Verwesung und Zersetzung unterliegt und Staub und Erde wird, verschiedene Ansichten aufgestellt und auf die Nachkommen fortvererbt. Die Einbildungen und Meinungen über dieses Gebiet, über dessen Beschaffenheit und über die Thätigkeit der Abgeschiedenen können an sich sehr willkürlich, ausgemalt und getrübt, die etwaigen Ueberlieferungen höchst unsicher sein und dennoch sprechen alle an und reizen die Neugierde und den Wissenstrieb des Menschen. Wie die Art des Fortlebens wirklich ist, kann kein Mensch sagen. Wir suchen uns alles Seiende in der Weise des sinnlich Seienden vorzustellen und dadurch werden auch gute Gedanken zu falschen, unbeweis-

baren, nämlich durch die materiellen Zuthaten bei den Vorstellungen.

Es wäre eine anziehende Arbeit, das Wichtigste genauer zu verzeichnen, was in verschiedenen Perioden die Völker und Weisen über die Fortdauer nach dem Tode geglaubt und gelehrt haben. Aber wer vermöchte dies? Uns genügen einige dieser Lehren. Die Vorstellungen von den Landen der Ewigkeit richten sich zunächst nach dem Grade der Geistesausbildung, nach dem Grade der Gotteserkenntniß und der Naturwissenschaft, nach der allgemeinen Kultur, welche die Völker in den jeweiligen Perioden ihrer Entwicklung besaßen. Alle aber dachten sich stets einen Zustand des Glücks oder der Unbehaglichkeit, der Vergeltung; die Priester sprachen zu ihnen von einem Himmel und einer Hölle.

Die Vorwelt der Heiden und Juden nahm zuerst überhaupt einen dunkeln Ort an, ein Todtenreich, Hades oder Scheol, wo man ohne Rücksicht auf Lust oder Qual der Seele nichts sehen kann. Sie verlegten es unter die Erde in die Mitte der Erdkugel und nannten das die Unterwelt, das Schattenreich. Damals wußte natürlich die Wissenschaft nichts von der innern Erdglut, nichts von der Bewohnbarkeit der Gestirne. Da dachte man sich das Innere kalt, dunkel, höhlenartig und weit ausgedehnt. Was wären aber — Schatten in finstern Behältern? Was wäre dies für ein Fortleben ohne Licht, ohne Strebsamkeit, ohne ersprießliche, segensvolle Thätigkeit?

Als das Gerechtigkeitsgefühl mächtiger im Menschen wurde, dachte man sich den Aufenthalt der Guten und Bösen gesondert. Die Griechen, nach Homer, verlegten

den Aufenthalt der Seligen und Helden, das Elysium oder die elysischen Felder, auf die Westseite der Erde, jenseits des Ozeanes, wo, wie im Aufenthalte der Götter, im Olymp selbst, ein immerwährender Frühling herrsche, wo die Helden ein Leben voll Wonne und Genuß haben, welche Vorstellung sich auch Hesiod aneignete. Der Gegensatz zu diesen elysischen Gefilden ist der Tartarus, nach Homer ein tiefer, nie von der Sonne erhellter Abgrund unter der Erde, so weit unter dem Hades, als der Himmel über der Erde, geschlossen durch eherne Pforten. Hierher stürzte Zeus die gegen ihn frevelnden Titanen und den Kronos; hier erlitten nach der späteren Sage die Verdammten ihre Qualen. Nach Hesiod führt am ewig umnachteten Westrande der nördlichen Erdhälfte eine Kluft in die Höhlung innerhalb der Erdscheibe zu den Todten oder Schatten hinab, eine andere in den Tartarus. Die Homer zunächst folgenden Dichter bezeichnen den Hades als die Stätte, worin Böse und Gute durch einander schwebten. Die Geister als Schattengestalten hatten da ihre Persönlichkeit, ihre menschliche Form, ihre Erinnerung; ihre Gefühle und Strebungen lebten mit ihnen fort. Viele sehnen sich nach der Erde zurück und nach ihren früheren Verhältnissen.

Die Griechen hatten ihre himmlischen Götter Jupiter, Zeus, Apoll, Merkur und ihre Göttinnen Juno, Minerva, Diana, Aurora u. A. Pluto aber war der furchtbare Beherrscher der Unterwelt. Er ist unerbittlich; er achtet weder auf Gebete noch auf Opfer und wen er einmal in seiner Gewalt hat, den gibt er nicht wieder frei. Alle Sterblichen steigen nach dem Tode hinab in die Unterwelt.

Versühnt ein Verbrecher vor seinem Tode seine Unthaten nicht durch heilige Gebräuche, so steigt Nemesis, die Göttin der Rache, mit ihren Furien herauf. Diese verfolgen und martern seine Seele und schleppen sie nach dem Sterben vor den Richterthron des Minos, nach dessen Ausspruch die Gerechten ihren Lohn, die Verbrecher ihre Strafe empfangen. Die Guten gehen in die elysischen Gefilde, wo unter schattenreichen Bäumen, auf ewig grünenden, blumigen Rasen ununterbrochene Freude und Friede ihrer wartet. Die Sünder dagegen werden in den Tartarus hinabgestoßen, wo ewige Thränen und Klagen der Verzweiflung ihr Lohn sind. Der großen Verbrecher harren dort schreckliche Qualen. Grausame Geier zerfleischen ihre Eingeweide (Schatten und Eingeweide?!); an feurige Räder gefesselt, drehen sie sich endlos mit denselben um die glühende Axe. Tantalus verschmachtet vor Hunger und Durst, bis an den Hals im reinsten Wasser stehend, unter Bäumen voll der lockendsten Früchte, die aber sein lechzender Mund nicht erreichen kann. Die Danaiden, die einst ihre Männer mordeten, füllen zur Strafe ein Faß ohne Boden mit Wasser; Sisyphus, vormals ein grausamer Räuber, wälzt keuchend ein schweres Felsstück auf einen hohen Berg; doch ehe er den Gipfel erreicht, rollt der Stein unaufhaltsam wieder herab. Ewig fruchtlos arbeiten also die Danaiden, 49 an Zahl, und Sisyphus; ewig schmachtet Tantalus. Noch zur Zeit des Sokrates war unter den Griechen der althergebrachte Aberglaube, daß die Schatten der unbegrabenen Todten am Ufer des Styx hundert Jahre rastlos herumirren müßten, bevor sie hinübergelassen würden. Es mußten also die Verstorbenen

für eine Unterlassung der Menschen büßen. Dieser Wahn kostete sogar den Feldherren den Athenienser, die einen Sieg über die Lacedämonier bei den arginusinischen Inseln erfochten hatten, das Leben; ein Sturm hielt sie ab, ihre Todten zu begraben und der Senat der Prytaner verurtheilte sie trotz der Vertheidigung durch Sokrates zum Tode.

Die ältesten Bücher des alten Testaments enthalten ebenfalls die Idee des unterirdischen Schattenreiches. Nach Hiob (3, 13. 17) kommen Verstorbene in den Scheol, in die Todtenwelt. Da herrscht eine tiefe Ruhe und Stille; alles schläft darin. Der Bösewicht hört auf zu toben, der Leidende zu klagen. Den Gefangenen und Sklaven tönt nicht mehr die Stimme des rohen Drängers und Treibers; die Knechte sind frei. Gewaltige und Geringe sind da gleich. Kap. 10, 21. 22.; ein Land der Finsterniß, des ewigen Dunkels ist das Gefilde der Todten, wo Mitternacht und Mittag sich gleichen; wo keine Ordnung waltet. Das Scheol ist so tief unter der Erde, als der Himmel über der Erde, Kap. 11, 8; es gibt darin einen Beherrscher, einen König der Schrecken, Kap. 18, 14; öde ist die Unterwelt und ohne Grenze der Abgrund, 26, 6; die Todtenbehausung hat Thore, Kap. 38, 17. Wahrhaft trostlos heißt es in Hiob 7, 9: Wie eine Wolke vergeht, also vergeht der, welcher in die Unterwelt hinabsteigt; er kehrt nicht wieder in sein Haus und seine Heimat kennt ihn nicht mehr. (Kap. 14, 10—12.) — Wenn ein Mensch stirbt, so ist's aus mit ihm; wenn er verscheidet, wo ist er? Kap. 9, 22: Er ist vertilgt!

Der Prediger sagt Kap. 9, 10: Kein Wirken, keine

Klugheit, keine Geschicklichkeit, keine Weisheit gibt es mehr in der Unterwelt; vergl. Jes. 14, 9—17; 57, 2. Die Geologie hat nun diesen Hades unterhalb der Erdrinde zerstört, wie die Astronomie den ehernen Olymp durchschaut und der Einbildung genommen hat. Der Mensch rückt der Wahrheit immer näher.

Platon läßt im Gespräche — Phädon — den Sokrates sagen: Es irren die Seelen der Schlechten so lange umher, bis sie durch den Trieb wieder in einen Leib gebunden werden. Es ist wahrscheinlich, daß sie dann in solche Lebensformen eintreten, die den Beschäftigungen und Neigungen entsprechen, welchen sie gerade im Leben sich ergeben hatten, so daß z. B. diejenigen, welche sich der Ausschweifung, Gefräßigkeit und Trunkliebe ergeben hatten, in die Gattung der Esel, Farren und ähnlicher Thiere gekleidet werden, die, welche mit Vorliebe Handlungen der Ungerechtigkeit, der Raubsucht und Tyrannei begangen haben, in die Ordnungen der Wölfe, Habichte und Geier übergehen. Bei den sonst geistreichen Ideen Plato's eine seltsame Annahme!

Der alte griechische Geschichtschreiber Herodot sagt: Die Egypter seien die ersten Menschen gewesen, welche die menschliche Seele für unsterblich erklärten. Daher stamme die Sitte des Einbalsamirens; das Volk habe eine Seelenwanderung angenommen. Der Unsterblichkeitsglaube in dieser Form ist schon tief entartet, getrübt. - Die Indier meinten sogar, Menschenseelen würden in Folge der Sünden als häßliche Kröten und Gewürm wiedergeboren. Buddha, 500 J. v. Chr., erschien deshalb mit seiner Vernichtungslehre als ein Reformer und Erlöser von diesem abge-

schmackten Glauben. Er lehrte, wie der Mensch von jenem gefürchteten Kreislauf und von der Thiergeburt befreit und in Nirvana eingehen könne. Nirvana ist das ganze Gebiet zwischen Aufhören der Existenz und dem höchsten Glück. Die Perser nahmen ihren hl. Schriften zufolge an, die Seele bleibe nach ihrem Scheiden aus dem Körper noch drei Tage auf der Welt, dann komme sie zu der Brücke Chiavat und hernach in's Jenseits in die verschiedenen Abtheilungen des Paradieses.

Die Idee der Seelenwanderung, wie sie alten Nationen eigen war, den Egyptern, Babyloniern, Indiern, widerspricht dem Wesen des menschlichen Geistes. Diese Hypothese finde ich ohne wissenschaftlichen und vernünftigen Halt; sie verkennt die spezifischen Unterschiede der Arten und Gattungen der Dinge. Zudem — welchen Zweck sollte es haben, daß eine Menschenseele durch verschiedene Leiber und Formen von Thieren hindurch gehen sollte? Wollte die Priesterschaft damit nur eine Strafe den Versunkenen vormalen? Wäre so ein Fortschritt möglich? Das Fortleben der Geister muß allerdings eine Wanderung nach sich ziehen, aus beschränkteren je in verklärtere Lebenskreise. Eine rückgängige Seelenwanderung in tieferstehende Thierleiber ist ein „Unsinn". Wie kann ein Lehrling in einer oberen Klasse beginnen und in eine niedere zurückfallen, wenn er thätig war in seinem Kreise? Wie kann er eine höhere beginnen, ohne die tiefere entsprechend durchlaufen, durchgearbeitet zu haben? Die Menschen sind doch die obere Wesenklasse der Erde. Der Volksglaube an die Seelenwanderung deutet eine geringe Kulturstufe an; es ist der Wahn eines Sklavenvolkes.

Die Vorstellungen der Römer über den Zustand nach dem Tode waren wenig entwickelt und vielfach in großartigen Aberglauben gehüllt. Das Volk saß wirklich in Finsterniß und Schatten über Tod und Fortdauer. Cicero sagt einmal (Tuskulanische Unterredungen I): Unsern Ahnen war der Grundsatz eingepflanzt, daß das Gefühl im Tode sich erhalte und daß der Mensch beim Austritt aus diesem Leben nicht in der Art vernichtet werde, daß er völlig untergehe. Plinius, der Naturhistoriker, erklärt dagegen den Glauben an die Unsterblichkeit als eine Erfindung kindischer Schwachheit und des eigensüchtigen Wunsches, nie aufzuhören. Zweifler an der Unsterblichkeit, Spötter darüber gab es unter den Vornehmeren gar viele. Der Glaube an Götter führt in der Unsterblichkeitsfrage geradezu irre, weil jeder Denkende über jene und ihre Schwächen lacht. Das Christenthum brachte dem Volke Licht und Trost; es ist der herrlichste Gottes-, Sittlichkeits- und Unsterblichkeitsglaube.

Die Juden zur Zeit Jesu — die sadduzäischen Sinnlichkeitsmenschen ausgenommen — sprachen von einem Orte der Qual, Gehenna, wo die Verdammten gemartert würden für ihre Vergehen. Dieser Ort wird genannt: Hölle, unterste Hölle, Gefängniß, 1. Petri 3, 19, ein Strafplatz der Finsterniß und Kälte, wo Heulen und Zähneklappern ist, Judas, Vers 6. 7. 13; Matth. 8, 12; ein Abgrund, Feuerofen, Schwefelpfuhl, mit dem brennenden Bewußtsein der vorigen Unthaten, als Wurm, der nicht stirbt. Den Aufenthalt der Seligen nannten sie: Kammern der Ruhe und des Friedens, Jes. 57, 2; Paradies, Wohnung der Vollkommenen.

Besondere Bilderbezeichnungen für den Wohnort der Seligen sind: Schooß Abrahams, — Theilnahme an seinem Glückszustande, Luk. 16, 22; himmlisches Jerusalem, weil es die Juden für ein Glück hielten, in Jerusalem zu wohnen; Himmel, wodurch sowohl ein vollkommener Geisteszustand, als ein beglückender Wohnort angedeutet wird. Nach Lukas 16, 23—31 können die Geister der Entschlafenen sich sehen und sprechen; sie empfinden, erinnern sich der Vergangenheit, haben Kenntniß von Personen, die vor ihnen lebten und von Dingen, die nach ihnen geschahen. Die Unseligen können und dürfen mit den Seligen reden, aber sie können diese nicht besuchen. Markus bezeichnet die Hölle als einen Platz, wo der Reue Qualen das Loos der Verdammten ist, 9, 47. So malt der Mensch in Parabeln und Mythen phantasiereich aus, was über seinen Begriffen, über seiner unmittelbaren Anschauung ist.

Die Essener oder Essäer — zur Zeit und nach Christus — hatten folgende Ansichten. Der jüdische Geschichtsschreiber berichtet von ihnen: „Sie glauben, nur der Leib sei vergänglich und sein Stoff der Zerstörung unterworfen, die Seele aber dauere ewig fort. Durch einen kreatürlichen Reiz sei dieselbe aus der Höhe des reinsten Aethers herabgestiegen, um im Leibe eingeschlossen zu werden. Sobald die Bande des Fleisches gefallen seien, freue sie sich der Erlösung aus der Knechtschaft und steige wieder empor. Die guten Seelen, lehren sie in Uebereinstimmung mit den Griechen, leben an einem Orte (jenseits des Oceans, Luftmeeres?), der weder von Regen, noch Schnee, noch Sonnenbrand belästigt, stets von einem sanft kühlen-

den Zephyr angeweht sei; der Bösen harre eine finstere, kalte Höhle voll unaufhörlicher Qualen. Derselbe Gedanke ist es, wenn die Griechen ihren Helden, den sogenannten Heroen und Halbgöttern, die Inseln der Seligen, den Geistern böser Menschen dagegen einen Strafort in der Unterwelt anweisen, wo nach ihren Sagen ein Sisyphus und Tantalus, ein Ixion und Tityus ewige Pein dulden. Damit erklären sie die Seelen für unsterblich und benützen diese Lehre, um die Tugend zu fördern und vor dem Laster zu schrecken. Denn die Guten müssen in diesem Leben, weil sie auf einen Preis nach dem Tode hoffen, noch besser, die Leidenschaften der Bösen aber durch Furcht gezügelt werden, da ihnen nach ihrem Abscheiden ewige Qual bevorsteht. Diese Lehre der Essener von der Seele ist es, welche alle, die einmal von der Weisheit des Ordens gekostet haben, mit Zaubermacht ergreift und festhält."

Das Evangelium lehrt die einstige Auferstehung des Leibes. Die Grundstoffe und Urkräfte des menschlichen Geistes vereinigen sich dann wieder mit dem Geiste und zwar ist nach der Kirchenlehre diese Auferstehung die Frucht der Erlösung. Durch die Kraft des auferstandenen Christus geht aus dem verwesten Leibe ein neuer, und unverweslicher Körper hervor. Da läßt sich fragen: Wann geschieht dies? Bei der Wiederkunft Christi? Der Apostel Paulus hat diese noch zu seinen Lebzeiten erwartet (1. Thess. 4, 16. 17.) Es darf sodann auf die ungleichen Zeiten aufmerksam gemacht werden, welche die Leiber im Grabe zubringen würden. Verflüchtigen sich diese Grundstoffe nicht, bis sie sich später mit dem Geiste vereinigen sollen? Gehen sie nicht naturgemäß bald in andere irdische Körper

über, in Gewächse, Thiere? Das Hervorgehen aus den Gräbern (Joh. 5, 28. 29) in dieser Auffassung ist eine widerspruchsvolle Hypothese. Der Leib ist ein Gefäß, eine Hülle des Geistes. Das Hervorgehen aus den Gräbern zielt einfach auf die Leiber im Augenblicke des Sterbens. Ich habe meine Ansicht über die Auferstehung schon im 1. Cap. Abschn. 6 gegeben. —

Die Auferstehung hat nach dem neuen Testamente drei Stadien. Die erste fand bei Christi Auferstehung statt (Matth. 27, 52); die zweite erfolgt zur Zeit der letzten Posaune, 1. Kor. 15, 52, wo der Herr mit vielen tausend Engeln oder Heiligen vom Himmel herniederkommt, Matth. 25, 31; die letzte Auferstehung ist die zur Vollendung, wenn auch der Tod (?) aufgehoben wird. Der Auferstehung zum Leben folgt die Verklärung des nichtigen Leibes zum himmlisch-geistigen, Phil. 3, 21; sie geschieht durch den Glauben an den Herrn. Der Auferstehung zum Gericht folgt die ewige Pein im Feuersee oder der andere Tod (?) von Ewigkeit zu Ewigkeit. Wäre dies etwa Vernichtung? Nein; denn nach der Kirchenlehre (Marc. 9, 47; 2. Thess. 1, 9; Offenb. 14, 11) ist der Leib der Gottlosen für diese ein Organ der Qual und der Verdammniß; sie leiden ewige Schmerzen. Der Wohnsitz und Wirkungskreis der selig Auferstandenen ist nach dem Schlußgerichte des Satans, der unschädlich gemacht wird, die neue Erde und auf ihr das neue Jerusalem, Offenb. 21, 24—27. Die Bewohner tragen den Namen des Lammes an der Stirne, Offenb. 22, 1—4. Vergleiche noch: Hebr. 9, 27. 28. 2. Korinth. 5, 10.

Nicht ohne Bedeutung in diesen Fragen war die

Verschiedenheit der Meinungen über die Entstehung der Seelen. Die platonische, auch von einigen Kirchenvätern angenommene Präexistenz der Seelen war zwar eine Stütze für die Lehre von der Unsterblichkeit, fiel aber bald in Mißkredit und wurde von der Kirche als ketzerisch verworfen. Später fand am meisten Verbreitung die Ansicht, daß nach der Erzeugung der Leiber die Seelen unmittelbar von Gott geschaffen werden. Diese Annahme stützte zwar den Unsterblichkeitsglauben, gründet sich aber auf eine falsche Anschauung vom Wesen und Leben der Seele. Die Scholastiker des Mittelalters unterschieden sogar zwischen einer sinnlichen und einer intellectuellen Seele im Menschen; nur diese sei unsterblich. Wahnwitz!

Wie Christus das jüngste, letzte Gericht beschreibt, weiß jedermann. Die Muhamedaner lehren also: Am Tage der Auferstehung und Scheidung wird das Horn (die Trompete) der Macht erschallen. Der heilige Israfel (Friede sei über ihm!), einer der höchsten Engel, dessen Haupt bis in den siebenten Himmel hinaufreicht und dessen Füße hinab bis zur siebenten Erde gehen, hält die Trompete in der Hand, erwartend den Befehl des Ewigen. Seine Trompete ist so groß als eine Reise von 500 Jahren. Schrecken fällt dann auf die Erde, die Himmel fliehen, die Berge stürzen ein, Menschen und Thiere sterben vor Entsetzen. Das Gericht beginnt auf der Ebene der Auferstehung. Ein Stamm von tausend mal tausend zieht vorüber in Gestalt von Affen. Wer sind diese? Die Engel verkündigen: Das sind die Ohrenbläser, Verleumder, Aufhetzer und Haderstifter; in dieser Häßlichkeit wandern sie zur Hölle. Ein anderer Trupp zieht daher, die

schwarzen Hände auf's schmutzige Herz schlagend: Das sind die Wucherer und Aussauger des Volks. Ein dritter Haufe erscheint. Die Engel rufen: Das sind Richter und Beamte, die sich bestechen ließen, das Recht beugten und verkehrten, die Lüge zur Wahrheit machten, die Armen drückten und verhöhnten. Aus ihrem Munde hervor hängt eine häßliche Zunge. Das sind auch heuchlerische Gelehrte und Prediger, welche das Volk irre führten. Wiederum kommen Tausende mit brennendem Leibe; es sind schlechte Räthe der Fürsten und Emire, einst Geißeln der Länder und Quäler der Bürger. Andere Haufen stinken gleich Aas (Wollüstlinge); aus ihrem Halse steigt Rauch, in ihren Eingeweiden brennt Feuer. In's Paradies führt eine Brücke, feiner denn ein Haar; schärfer als ein Schwert, länger als eine Reise von 7 mal 5000 Jahren. Aber die gläubigen Moslemin eilen über dieselbe hinweg, wie ein Blitz, Wind, Vogel, je nach ihrer Gerechtigkeit. Den Edelsten schwebt auf ihrem Wege ein Licht voran, so groß wie ein Berg, wie ein Baum, eine Fackel, eine Lampe, wie sie es gerade verdient haben. Die Gärten im Paradiese, lieblich kühl und schattig, strotzen von Früchten und bieten alle erdenklichen Ergetzlichkeiten; schöne Houris dienen mit den freundlichsten Geberden und Mienen. Was das Herz wünscht, wird es haben; denn Allah ist groß und gut.

Beide Orte, Himmel und Hölle, fassen manche Denker als bloße Bilder der Belohnung und Glückseligkeit auf oder der innern Nichtbefriedigung, des freudig erhebenden oder beugenden Geistesgefühles über das frühere Leben und Streben und den errungenen Geisteszustand.

Jeder trägt auch wirklich in sich den Himmel, wenn er weise, redlich und fromm gelebt hat, — die Hölle, wenn er sinnlich, gemein, gottentfremdet, seine Jahre vollendete. Allein unsere Kenntniß der Sternwelt führt uns herrliche Lichtkörper und düstere Wohnorte vor, so daß Himmel und Hölle nach Idee und Raum eine Wahrheit sind. Das Weltgericht betrachte ich als ein fortwährend sich vollziehendes Einzelgericht, als ein Hinüberwandern auf die Gestirne, wo jeder sogleich erntet, was er gepflanzt hat. — Es liegt nahe, daß die Ansichten weiser Denker unter andern Völkern, die Meinnngen der Indier, Chinesen, Japanesen, Neger, der Rothhäute und Malayen, stark auseinander gehen. Namen von Göttern und erhabenen Geistern wechseln in ihren Mythen und Darstellungen. Neben abgeschmackten Träumen und werthlosen Phantasien treten auch köstliche Gedanken auf. Ein gelehrter Bramine schrieb: „Ein bei seinem Tode noch unentwickeltes Kindlein, ein bei seinem Scheiden im Geiste beschränkter Mensch kann nicht unmittelbar in den Besitz und Genuß der Seligkeit, der vollsten Erkenntniß und innern Reinheit treten, überhaupt nicht in einen Zustand, der ewig bleibt. Es geht mit dem unsterblichen Wesen nicht eine solche Wandelung vor, daß es nach Ablegung des Leibes denjenigen intellektuellen und moralischen Standpunkt in einem Augenblick erreicht, wie ihn die Engel haben. Jeder Geist muß sich auch dort entwickeln, fortschreiten und sich selber weiter bilden. Bei der unendlichen Verschiedenheit der Geistesbeschaffenheiten gibt es Stufen der Unsterblichen und ewige — Verwandlungen." Ist dies nicht ein Wort voll Weisheit? Eine unverdiente Belohnung wäre ebenso willkürlich, ungerecht,

ungöttlich, als eine unverdiente Bestrafung. Zwischen hoher Seligkeit und zwischen tiefem Elend liegt eine ungeheure Kette von Zwischenstufen. Geister, die sich hier in Sünden wälzten, werden offenbar nicht plötzlich gereinigt durch den Tod. Es läßt sich nur sagen, wenn ihnen die Mittel fehlen, der Sinnlichkeit, den Lüsten zu fröhnen, so geht es gewiß auch bei ihnen leichter und schneller vorwärts.

Von den frühesten Zeiten an war unser Geschlecht geneigt, an das Dasein höherer Wesen und Geschöpfe des Ewigen zu glauben, die den Menschen an Vollkommenheiten weit überlegen wären. In der sichtbaren Naturwelt erkannten die Weisen und Forscher eine millionenfache Kette, Abstufung, zusammenhängende Gliederung, zwischen der Gottheit und dem Menschen aber eine ungeheure Kluft. Ueberirdische Wesen, näher der Gottheit, immer vollkommener, welche diesen Zwischenraum ausfüllen, nennt man Engel. Gott schuf (Mos. 1, 1) zuerst die Himmel, die Gestirne, vor der Erde die höhere Geister- und Engelwelt. Man fragte: Ist denn unsere Erde Mittelpunkt des Universums und die vollendetste Welt? Birgt sie einzig alles geistige Leben in sich, für das hier der Tod die Schranke und das Ende zu sein scheint? Ist wohl über die Erde hinaus kein Boden mehr für den Wellenschlag geistiger Bewegung, für weitere Entwickelungen des selbstbewußten Lebens? Müßte man nicht über einen Hausvater staunen, der im Besitze zahlreicher geräumiger Häuser mit vielen freundlichen Zimmern wäre, und nur Eine Familie, dazu eine recht arme und gebrechliche, in ein kleines Stüblein zusammengedrängt darin wohnen ließe? Die Erde ist nur

ein Tröpflein im Sternenmeere, ein Stäublein der unermeßlichen Welt. Die Gestirne sind die Gefilde der — Engel. Die heilige Schrift redet von diesen Geistern, gedenkt ihrer erhabenen Beschaffenheit, ihrer größern Einsicht, Kraft und Seligkeit, nennt sie Boten, Diener, Vollstrecker des göttlichen Willens, nennt sie freie, persönliche Wesen, die den Thron Gottes umgeben. Christus schildert sie als am Wohle der menschlichen Brüder Antheil nehmend, als Beschützer der Kinder, im Verkehr mit dem Ewigen stehend (Matth. 18, 10; 22. 30; Psalm 103, 20; 91, 11; Hebr. 1, 14).

Nach den Kirchenvätern sind die Engel ätherische, lichtartige Wesen, die kein Raum beengt. Ihnen ist die Aufsicht über Gegenden, Völker, einzelne Menschen anvertraut. Engel umstehen unsere Sterbelager und leiten die Seelen hinüber in's Jenseits. Nach ihnen hat jeder Mensch einen Schutzgeist, der ihn bis zu einem gewissen Alter bewacht und Zeuge seiner Handlungen ist.

Wie auf der Erde die Menschen eine verschiedene Geistesbildung haben, so gibt es Grade unter den Engeln; — Engel des Lichts, Erzengel. Die Bibel redet ferner von abgefallenen Engeln, Dämonen, Teufeln, Feinden Gottes. Die Bildersprache der Bibel heißt auch einen Engel: Den Blitz. Psalm 104, 4, — einen Lehrer oder Propheten Marc. 1, 2; Ebr. 2, 2; einen Vorsteher oder Bischof der Gemeinde, Offenb. 2, 1, einen Reisegenossen (Tobias). Werkzeuge der göttlichen Vorsehung auf der Erde personifizirt sie zu Engeln.

Nach einer Somnambüle gibt es Urengel und gewordene Engel. Die anfangs erschaffenen Engel sind voll

Klarheit, Reinheit, Weisheit, Freundlichkeit, Liebe, Durchsichtigkeit und Glanz, Bewohner der höheren Sonnen. In der Erhabenheit übertreffen sie diejenigen, die zuvor Menschen waren. Auch die Engel schreiten in der geistigen Vollkommenheit fort. Leben ist kein Stillstand, sondern Wachsthum und Weiterentwickelung. Die von der Erde im Tode scheidenden Menschen werden Engel, Bewohner höherer Welten. Das ist mein Glaube.

Die Frage, ob es, wenn wir sterben, mit uns vorwärts gehe, ist von Weisen schon frühe bejaht worden. Gott und Gottähnlichkeit ist des Geistes ewiges Ziel; Weisheit, Heiligkeit, Liebe, Gerechtigkeit, Willensstärke sind Eigenschaften, denen nachzustreben die Geister ewig beglücken wird. Auch die Sünder und die geistig hienieden Beschränkten schreiten dort im Guten und im Lichte voran. Der Rückblick auf ihre vormalige Gottentfremdung wird den Lasterhaften stets wehe thun, aber die Besserung wird auch sie beglücken.

Eine ewige Verdammniß der Seele wegen zeitlicher Vergehen oder Verbrechen ist nicht — möglich, weil Gott die Liebe und die Gerechtigkeit ist und weil er alle Geister beseligen will. Der Leib und seine Reize blenden und trüben so oft den Geist, umstricken den göttlichen Sinn. Ist der Leib abgelegt und sind die irdischen Zustände vorüber, so fehlen auch mancherlei Hindernisse zu höherer Erkenntniß und zur Verklärung in Gott. Der Reue und der Besserung kommt die Gnade, die Liebe und die Gerechtigkeit Gottes entgegen. Im besten Menschen auf Erden ist etwas Schwaches und Unsittliches und im schlechtesten etwas Gutes. Alle Gott erkennenden

Geister sind zu einem glückseligen Leben bestimmt, das in der Weisheit, Liebe und Seelenreinheit besteht und sich fortsetzt.

Die Frage, wo die abgeschiedenen Seelen die nöthige Reinigung und Förderung in ihrem moralischen Zustande erlangen, beantwortet die römisch-katholische Kirche mit der Annahme des Fegefeuers. Sollte, kann dasselbe ein eigentlich brennendes Feuer sein? Die alten Scholastiker und Schriftgelehrten (Theologen) mögen dies geglaubt haben. Das Dogma war wichtig, bannte das Volk unter die Priester und steigerte die Ablaßeinnahmen. Zum Fortschritt in der Weisheit, Gotteserkenntniß und Heiligung taugt irdisches Feuer nicht, sondern nur die geistige Selbstthat und der Fortschrittseifer. Flammen wären absonderliche Mittel zur geistigen Föroerung; eine Näherung an das Ideal der Vollkommenheit erfordert Millionen Jahre, erfordert den geistigen Feuereifer die ganze Ewigkeit hindurch.

Spuren der Lehre vom Fegfeuer, von einem Reinigungsort finden sich schon bei Origines und Augustin. Doch erst im 6. Jahrhundert wurde sie vom Papst Gregor I. zur Kirchenlehre erhoben, in den Volksglauben eingeführt, von den Scholastikern ausgebildet und 1493 auf der Synode zu Florenz wiederholt anerkannt. Man beruft sich dabei auf die Bibelstellen: 2. Makk. 12, 37—46, Matth. 25, 41, 1. Cor. 3, 12—15. Folgen des Dogmas waren Seelenmessen, der Ablaß und das Fest aller Seelen. Nach Christi Worten beginnt unmittelbar nach dem Tode die Vergeltung (Luk. 16, 22; vergl. Phil. 1, 23; Offenb. 14, 13). Bellarmin, einer der berühmtesten

Jesuiten, † 1621, sagt zwar, der Reinigungsort sei nirgends von der Kirche als ein eigentliches, wirklich brennendes Feuer bezeichnet, doch sei dies die allgemeine Ansicht der Theologen. Die Scholastiker aber lehrten, die Höllenstrafen würden in wahrem Feuer erstanden. „Der Anblick des Aetna und ähnlicher Punkte lasse auf Feuer schließen.“ Wahr an dieser Lehre ist nur der Gedanke, daß nach dem Tode eine fortwährende Reinigung oder Verklärung der Geister stattfinden wird, ein Vorwärtsschreiten in der Weisheit und Heiligkeit.

Nach dem Ausspruch einer Somnambüle gibt es drei Grade für Unselige. Der erste Aufenthalt sei ein finsteres unübersehbares Gebiet, wo es den Abgeschiedenen weder wohl noch wehe sei; von Zeit zu Zeit erschienen Lichtengel und predigen Buße. Die zweite Klasse wohne in einem ausgedehnten, dunkeln und kalten Raume, ihre Gestalten und Züge seien düster, häßlich, abschreckend. Im dritten Grade wohnen die Verruchten. Hier sei die Finsterniß rabenschwarz; hier höre man Zornesausbrüche und Wuthgeheul. Dies ist nur — eine Wahnphantasie, denn sie widerstreitet den Ergebnissen der astronomischen Forschung.

Nicht unerwähnt darf ich lassen die Sage von Vorladungen der Menschen, Mißhandelter auf Erden, auf oder zu Gottes Gericht. Die Geschichte erzählt dies von Molai, dem Großmeister der Tempelherren, der Philipp IV. von Frankreich und den Papst 1307 zu Gottes Gericht forderte. Man erzählt: Zwei Nachbarn lebten miteinander in beständigem Hader und Streit. Der eine lud sterbend den andern vor den Rechtstag des Herrn. Beide starben

kurze Zeit von einander. Der menschliche Verstand kann hierüber nichts Bestimmtes urtheilen; er darf die Sache aber aus Gründen bezweifeln, leugnen, während der Glaube die Möglichkeit offen läßt.

Ich schließe diese Abhandlungen mit folgenden Kernsätzen:

a) Eine richtige, sachgetreue Erkenntniß und Vorstellung der künftigen Welt ist für uns Menschenkinder weder möglich, noch nöthig. Das Schauen der Unsterblichkeit und der Gefilde der Unsterblichen wäre eine Störung des irdischen Lebens und Strebens und würde uns die Freude an den irdischen Lebensverhältnissen vermindern.

b) Der Mensch verläßt im Tode die Erde. Unser Tod ist gleichbedeutend mit unserem Eintritt in ein anderes Gestirn, mit unserer Ankunft auf einen andern Weltkörper. Wie schnell ist der elektrische Funke! Für den Gedanken gibt es keine Entfernung. Undenkbar schnell verläßt auch eine Seele die Erde und gelangt an den Ort ihrer Bestimmung.

c) Ich lebe der Ueberzeugung, daß wir nach dem Tode auf Gestirne versetzt werden und daß wir Ewigkeiten hindurch von Gestirn zu Gestirn wandern. Die Herrlichkeit der Werke Gottes ist nicht einzig dazu geschaffen, daß sie nur von den in einem Sonnensysteme befindlichen lebendigen Seelen erkannt werde, sondern daß sie im Verlaufe der Zeiten allmählig von allen erkannt, empfunden, genossen werde. So könnten nach und nach alle bewußten Seelen, die auf den Planeten leben, in die Sonne als ihren nächsten Sammelplatz gelangen, um dort

ihre erkannten Ideen kund zu geben, um die dortigen Verhältnisse als Inbegriff aller planetarischen inne zu werden und um darnach die Größe Gottes zu preisen. Später werden diese Geister in noch höhere Sammelplätze aufsteigen, Sonnensysteme hindurch, wo Sonnen um Sonnen kreisen, bis es ihnen möglich sein wird, Gott unmittelbar von Angesicht zu Angesicht zu schauen, ihn zu loben und zu lieben. Denn das höchste Ziel der geistigen Entwickelung ist das Gottschauen, das Innewerden der ewigen, höchsten Weisheit und Liebe in seiner Nähe.

d) Das Sterben ist nicht ein Entschlummern, ein Versinken in Ruhe, sondern ein Erwachen des Geistes und führt in einen Zustand des fortwährenden höchsten Hellsehens. Das Leben in der Ewigkeit unterscheidet sich deshalb vom Leben auf Erden zunächst durch die Art oder Beschaffenheit des Leibes, durch die Art der durch den Wohnsitz bedingten Thätigkeit und durch das erhöhte geistige Wirken. Leben heißt geistig thätig sein. Diese Arbeit betrifft überall auch die Verhältnisse des Wohnsitzes. Geistige Arbeit, ein Ringen nach Weisheit, Liebe und Heiligkeit, muß im Himmel, im Lande der Fortdauer in noch höherem Grade statt haben als hier. Davon, nicht aber von äußeren Umständen, von Stand, Ehre, Vermögen, hängt dort die Glückseligkeit der Geister ab. Mancher hienieden Große, Hochgestellte wird dort zurücktreten in die Menge, und arme Erdenbürger werden dort geistig hervorragen und — „auf einem Stuhle sitzen (Lehrer, Richter, Hirte)."

e) Schon auf der Erde gibt es nicht zwei Menschen, die durch und durch die gleichen werden. Alter, Geschlecht,

Nationalität, Erziehung, Lebensart, Bildung, Wissenschaft und Glaube bedingen diese unendliche Verschiedenheit. Es gibt ebenso wenig zwei innerlich gleiche Sterbende. Denken wir uns eine jenseitige Welt mit Bewohnern. Welche Verschiedenheiten im Charakter, in der Gemüthsart, im Erkennen und Streben werden auch dort sich zeigen! Der Tod macht nicht alle an sich gleich. Das früh verstorbene Kind, der verstockte Bösewicht, die zarte, weiche, redliche, glaubende Seele, der Egoist, der sinnliche Mensch, der wahnsinnige Selbstmörder, — sie können nicht in dem Zustande bleiben, in dem sie die Erde verlassen. Viele werden ihr Irregehen beklagen, andere werden jauchzen über ihr Streben; alle werden sich weiter entwickeln. Das Einrücken in eine dem intellektuellen und sittlichen Zustande entsprechende Lage ist eine richtige, philosophische Vorstellung.

f) Zur Erlangung eines seligen Zustandes nach dem Tode muß vorausgesetzt werden — eine edle Gesinnung, ein reines Gewissen, ein Leben in der Liebe, ein Streben nach edler Thätigkeit und Weisheit. Kirchliche Gebräuche am Lager der Sterbenden, kirchliche Gebräuche am Grabe und nach der Beerdigung sind auf die Seligkeit der Abgeschiedenen ganz ohne Einfluß, ohne Nutzen und ohne Schaden. Gott ist gerecht; Worte von Menschen, ihr oft so unreiner Wille, ihr oft so inhaltsleeres Beten und Wünschen hebt die Gesetzmäßigkeit nicht auf.

Das Leben nach außen hin, die Sorge für's Irdische ist auf der Erde nicht zu umgehen. Das innerliche Leben des Geistes ist Friede, Weisheit, Gottinnigkeit. Im Leibe kann der Geist gar nicht rein dem Jenseits leben. Hier

waltet noch die unerläßliche Verbindung zwischen Materie und Geist, dort wird der Geist mehr für sich und mit andern Geistern leben. Der Geist in seiner neuen Lebensform lebt die Form des intensiven Lebens. Er ist und bleibt ein Organismus von Kräften und soll es noch immer werden. Der Geist lebt im Jenseits fort; Leben ist Entwickelung, Wachsthum und Reife. Der Geist als ewiges, gottverwandtes Wesen muß immer denkkräftiger, durchgebildeter, weiser, gottseliger werden. Der Mensch wird mit dem Tode gleichsam der Keim oder die Geburt eines höhern, selbstbewußten Wesens. Der Materialist wird sagen: Das alles ist recht hübsch, aber nicht möglich. Aber woher weiß er denn dieses? Beweisen kann auch er seine Hypothesen nie überzeugend. Der menschliche Geist wird im Tode des Leibes gleichsam geistkräftiger. Verliert er die Sinneswerkzeuge, so verliert er allerdings damit die Fähigkeit, in die irdische Sinnenwelt herein zu wirken; aber auch die Nöthigung, für den Leib zu sorgen und Mühen auszurichten, die der Mensch als Erdensohn nicht umgehen kann. Der Geist, wenn er die irdisch-grobe Materialität ablegt oder verliert, kann mehr für sich und mehr in sich Geist, ätherisches Wesen, Lichtwesen sein.

Des Menschen ganzes Dasein ist eine Erziehungsperiode. Unser Ich strebt vorwärts, arbeitet beständig an seinem Vollkommenwerden und ringt bei edler, naturgemäßer Entwickelung nach Gottähnlichkeit. Doch dieses Ziel liegt in unendlicher Ferne. Unser irdisches Dasein ist blos ein Tropfen aus dem Meere der Ewigkeit. Man schaue auf die größten Gelehrten, wie auf Handwerker. Durch die Hoffnung eines ewigen Lebens, wo der Glaube

sich in das Schauen, das Stückwerk des Wissens zur umfassenden Erkenntniß verklärt werden wird, fühlt der Mensch sich einzig erquickt. Wer einmal fest steht in der Ueberzeugung der Unsterblichkeit der Seele, dem geht eine neue Welt auf. Das Salzwasser der Materialisten löscht den natürlichen Durst nicht. Die Materialisten degradiren den Menschen durch ihre einseitige Betonung des Stoffes, als Quelle und Ausgangspunkt aller geistigen Thätigkeiten; sie leugnen die göttliche Ebenbildlichkeit, die schon Moses und der Psalmdichter so lieblich festhält, Psalm 8, 6: Wenig unter göttliche Stufe erniedrigtest du, Jehova, den Menschensohn und kröntest ihn mit Würde und Herrlichkeit. Aber auch die starr-orthodoxen Theologen, die mit Zähigkeit an der altkirchlichen Lehre und Erklärung von Himmel und Hölle, von der einstigen Auferstehung des Fleisches und an der Meinung von dem ewigen Verdammtsein der Heiden und (dogmatisch) Ungläubigen festhalten, verfehlen sich.

Die Leugnung der Fortdauer findet sich in Wahrheit bei nur wenigen Menschen. Betrachtet man deren Charakter, Leben und Lebensstellung, so bemerkt man leicht, wie die Sucht, sich auffällig zu machen oder moralische Schwäche und Verkommenheit bei ihnen die Ursache zu solcher Mißgeburt des Denkens geworden ist. Größer ist die Zahl derer, denen überhaupt Gedanken an Gott und Unsterblichkeit des Geistes gleichgiltig sind. Glücklich ist der Mensch, bei dem diese Ueberzeugung fest steht und der sich vertiefen kann in Gedanken an den Meister der Welt, über das Leben des Geistes und über die Ewigkeit und Unendlichkeit der Schöpfung.

Die persönliche Fortdauer nach dem Tode

ist mit göttlicher Schrift in den Menschengeist selbst hineingeschrieben. Jeder ahnet ihren Inhalt, sobald der Geist kräftiger bewußt sich entfaltet; jeder findet sie im Spiegel der Natur, in Thatsachen der Geschichte und erlabt sich an dieser Schrift, wenn er im Gebiete der Vernunft einherzugehen im Stande ist.

Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
erzeugt im Gehirne der Thoren;
im Herzen kündigt es laut sich an,
zu was Besserem sind wir geboren
und was die innere Stimme spricht,
das täuscht die hoffende Seele nicht!

IV. Der Tod und die Fortdauer.

A. Der Tod.

Die Erde ist ein Haus der Sterblichkeit. Ihre ganze physische Einrichtung deutet und weist auf den Tod. Ehe es Menschen auf der Erde gab, verweseten Pflanzen und Thiere ohne Zahl. Die Erdrinde gleicht einer unermeßlichen Grabstätte der Organismen. In den Gesteinsschichten haben Millionen Thiere ihre Todeslager. In Moder und Mulm sinkt jedes Gewächs, in Erde und Staub lösen sich alle Thiere und auch alle Menschenleiber auf. Wer kann sie heute noch schätzen die Myriaden Menschen, welche von den ersten Generationen an, sei es die Zeit Adams oder eine weit frühere, bis heute starben und der Erde zurückgaben, was an ihnen irdisch war? Bei der jetzigen Anzahl der Menschen — etwa 1200 Mill. — fallen dem festgiltigen Gesetze der Sterblichkeit jährlich etwa 33 Millionen als Opfer. Mit jedem Pulsschlage haucht ein Sterblicher sein Leben aus. In 80 Jahren liegt das gegenwärtige Geschlecht mit unbedeutenden Ausnahmen im Grabe. Einer um den andern wandert un-

aufhaltsam dahin. Die zartesten Bande der Freundschaft und der Liebe werden getrennt; kein Wunsch, kein Gebet, kein Flehen, kein Schmerz, keine Kunst rettet unsere Geliebten aus der Erstarrung des Todes. Auf der Erde kann dies gar nicht anders sein; ihr ganzer Organismus von ihrer Entstehung oder Erschaffung an bringt Zerfall, bringt kurzes Wachsthum, Blühen und Verwelken und Sterben mit sich für Pflanze, Thier und Mensch. Die Luft und der Sauerstoff sind zwei riesige Gehilfen des Todes.

Die Bibel erzählt, Gott habe dem ersten Menschenpaare schon angekündigt: Du bist Erde und sollst wieder zur Erde werden. Das Naturleben, das Naturgesetz predigt diese Lehre gleich ernst und verlangt diese Thatsache. Der Tod ist Naturnothwendigkeit.

Man heißt den Menschen ein erhabenes Wesen, die Krone der irdischen Schöpfung und doch muß er — sterben? Seine Erhabenheit liegt also im sichtbaren Leibe nicht, obschon sein Körper ein Wunderwerk ist. Was den Menschen hoch macht, leuchtet aus dem biblischen Spruche hervor: Gott schuf den Menschen sich zum Bilde, nach seinem Ebenbilde. Einzig im Geiste, der gottartig, bildsam, fortschreitend, unsterblich und ewig ist, ruht die Würde des Menschen, eine Hoheit, die der leidende und verachtete Lazarus mit einem Millionär theilt und in sich trägt. Der Mensch ist Gottes Bild durch seine Bestimmung zur Unsterblichkeit.

Der Tod ist der Schlußpunkt, der Markstein des menschlichen Lebens. Allein er ist kein Uebel, keine spezifische Strafe von Gott für die Erdenpilger, weil er

nämlich etwas allgemeines, naturgemäßes ist, begründet auf die irdische Natureinrichtung. Der Tod ist sogar für den Menschen eine Wohlthat, ein Erbarmen Gottes — im Hinblick auf die abnehmenden Leibeskräfte und auf viele drückende Lebensverhältnisse.

Die im Tode vor sich gehende Auflösung des Menschen, die sichtbare scheinbare Vernichtung seiner Persönlichkeit ist für die meisten Menschen ein schrecklicher Gedanke. Die Abnahme der physischen und geistigen Kraft im Alter, das Untreuwerden unseres Gedächtnisses, das im Tode eintretende Aufhören aller Zeichen von Regsamkeit, das Erstarren des Leichnams, der Verwesungsprozeß im Grabe: Alles das ist geeignet, uns in Angst und Furcht vor dem Tode zu setzen. Und trotzdem bleibt es wahr: Wer noch Schrecken vor dem Sterben empfindet, der hat noch keine rechte Erkenntniß vom Leben und von Menschenbestimmung.

Sterbende zu beobachten, ist höchst lehrreich.

Wenn die irdische, leibliche Auflösung, der Tod, sich naht, so zeigt sich nach häufigen Wahrnehmungen bei aller körperlichen Erschlaffung und Schwäche der Geist in hohem Grade lebendig und kräftig. Seine Klarheit und Energie steigert sich, im Sterben regt der Geist gleichsam seine Flügel. Während die körperlichen Kräfte mehr und mehr sinken, lebt oftmals das geistige Feuer wunderbar auf. Von vielen Sterbenden weiß man, wie sie eine herrliche Musik zu hören, wie sie Engel oder prächtige Auen zu sehen vorgaben; wie sie gleichsam beim Anblick von etwas Herrlichem aufjauchzten. Ob sie Dinge sahen, für welche das gewöhnliche Auge und Ohr nicht befähigt ist, oder ob

nur ihre Phantasie so glühend und lebhaft war, muß dahin gestellt bleiben. Doch ist es Thatsache, daß Kranke, die sich ihren letzten Tagen nähern, öfters eine heitere Ruhe gewinnen; eine gesteigerte Kraftäußerung und Thätigkeit des Geistes offenbart sich bei ihnen. Taube erhielten in ihren letzten Lebensstunden ihr Gehör, an der Zunge Gelähmte ihre Sprache wieder. Andere bestimmten richtig zutreffend ihre Todesstunde; andere bezeichneten die ihnen im Tode nachfolgenden Personen. Wahnsinnige wurden kurz vor ihrem Ableben wieder geistesgesund; sie kamen, selbst wenn organische Fehler des Gehirns die mehrjährige Krankheit verursacht hatten, wieder zum Gebrauch ihrer Verstandeskräfte. Erstaunenswerthe Blicke in die Zukunft und Vergangenheit wurden schon gethan. Das Alterthum legte darum den Worten Sterbender große Bedeutung bei. Beispiele vom Hellsehen Sterbender finden wir verzeichnet in verschiedenen alten Schriftstellern, bei Hippokrates, Galen, Plutarch, Cicero; Ferngesichte von Sterbenden haben sich auch in neuer Zeit als wahr erwiesen.

Von der letzten Todesnoth macht man sich übrigens sonderbare, falsche Begriffe. Gewiß ist, kein Mensch empfindet das Sterben schmerzlich; die Reise in's Jenseits wird ohne Bewußtsein angetreten. Weiß ein Müder etwas vom Einschlafen, ein Erfrierender etwas vom Erstarren seiner Glieder? Das bekannte Lächeln, der sanfte, milde Zug im Antlitz der Sterbenden, bis die Todesstarre eintritt, spricht dafür, daß der Uebergang aus dem Leben zum Tode, wie aus dem Wachen in den Schlaf im Grunde bewußtlos ist. Je näher des Todes Flügel flattern, desto

sanfter scheint ihr Schweben zu werden. Gesichtszüge, welche eine Leidenschaft, ein Gram, eine drückende Lebenserfahrung, oft lange verdüstert hat, werden von der zarten Hand des Todes geebnet, Sterbende bekannten schon oft, sie fühlten sich — in ihrem letzten Augenblicke — leichter, wohler, innerlich behaglich. Die Angehörigen täuschten sich; sie meinten, nun trete Genesung ein und bald darauf sahen sie eine Leiche vor sich. Wie sollte, was der ewige Gott in ein allgemein sichtbares Naturgesetz gekleidet hat, etwas Schreckhaftes, Entsetzliches, Schmerzliches oder gar ein Unglück sein? Sterben heißt der beengenden Fleischbande entledigt werden. Das Leben ist so zu sagen, ein nach und nach verglimmendes Licht, das brennt, bis der letzte Tropfen Oel in der Lampe verzehrt ist. Die Seele zieht sich aus der Maschine des Leibes zurück und konzentrirt sich auf sich selber. Der Akt des Sterbens hat für die Umstehenden und für ihre Einbildungskraft freilich viel Trauriges, wehmüthig Stimmendes, Erschreckendes. Die Lunge versagt immer mehr dem Sterbenden den Dienst, der Blutumlauf wird matter und schwächer; einzelne Glieder zeigen Zuckungen. Allein in dem Grade, als die Seele sich auf sich selber zurückzieht, schwindet die Gefühlsfähigkeit mittelst der Glieder; der Tod erfolgt ohne Sammlung des Bewußtseins. Aus dem Todesröcheln und dem Schweiße darf man nicht auf Schmerzen des Geistes schließen. Eine Krankheit, eine Gefangenschaft kann Schmerzen bringen, ihr Aufhören aber nicht. Weil das Athmen mehr in die Augen fällt, als die andern Lebensregungen, so betrachtet man den letzten Athemzug als den

Augenblick des Todes; allein der Tod ist kein bloßer Moment, sondern er erfolgt allmählich.

Der Anblick eines Gestorbenen, seine Blässe, Kälte Starrheit oder die Todesstarre macht auf einen Menschen einen düstern Eindruck und diese Zeichen geben uns vom Sterben ein falsches Bild. Auch die Darstellung des Todes als Gerippe mit einer Sense ist nicht ästhetisch. Die christliche Lebensanschauung betrachtet den Tod als einen Hingang zum Vater, als ein Uebergehen aus Dämmerung zum Licht. Darum hinweg mit der Angst und Furcht und vor den Schrecknissen des Todes! Wie der Epileptische von all' den fürchterlichen Zuckungen, welche den Umstehenden Entsetzen einflößen, nichts fühlt und nichts weiß, so fühlt der Sterbende nichts vom Todeskampfe. Ohnmacht geht nach und nach in den völligen Leibestod über. Wo die Thätigkeit der Nerven aufhört, da kann auch kein Schmerzgefühl vorhanden sein.

Die letzte Stunde eines Menschen ist eine höchst anregende, feierliche. Selbst ein im Leben uns Fremder, ja sogar ein Widersacher von uns tritt in seiner Sterbestunde unserem Herzen und unserem eigenen Schicksal nahe und fordert uns gleichsam auf, ihm als Mensch — auf Erden den letzten Dienst voll Ernst und Liebe zu erzeigen. Wie in der Stunde der Geburt, so ist er jetzt an die Hingebung und Liebe anderer Personen angewiesen. Die eigene Natur, die Humanität macht es uns zur Pflicht, die Sterbestunde eines Mitmenschen zu erleichtern. Die Familienangehörigen umstehen das Sterbelager; aber Wehmuth und Schmerz hat sie ergriffen, heiße Thränen fließen, schwere Seufzer ertönen. O, man

sollte den Abschied und das Sterben einem jeden erleichtern — durch stille Anwesenheit, Schweigen, ruhige Ergebenheit in Gottes Willen, in das göttliche Naturgesetz. Die Natur selbst ist barmherzig in dieser bedeutungsvollen Stunde. Der Herr hat das Sterben so eingerichtet, daß es nicht zu schwer werde und nicht zu schmerzhaft für den Abscheidenden. Wo nicht Gewissensbisse quälen, da geht das Sterben in der Regel sanft vor sich; es ist ein allmähliches Einschlafen. Und wo der Todeskampf auch erschütternd und herb den Umstehenden erscheint, da ist von Natur aus doch dafür gesorgt, daß Bewußtlosigkeit oder ein tiefes Ermatten, ein Schlummer den Todeskampf umhüllt, abschwächt und lindert. Aerzte und denkende Männer haben es schon oft beobachtet, daß, wenn die Sterbenden alle Szenen des Todeskampfes durchmachten und sie wieder auf eine Viertelstunde in's Leben, in's Bewußtsein zurückkehrten, sie nichts von Schmerzen empfunden zu haben erklärten; es sei ihnen ordentlich wohl und leicht. Ja, angenehme Traumbilder beschäftigen meist den Geist. Aus den ringenden, aufgeregten Geberden, aus den scheinbaren Leidenskundgebungen und Qualen, darf, wie schon gesagt, auf wirklich gefühlte Schmerzen nicht geschlossen werden. Ein Sterbender gleicht einem recht Schläfrigen und Ermatteten. Es ist eine vielfach erkannte Thatsache, daß Ertrinkende, Erhängte, Erfrierende, Verblutende, wenn sie noch gerettet werden, nachher erzählen, wie sie allmählich in einen angenehmen Zustand, in einen traumartigen Schlummer behaglicher Art gerathen seien. Der Tod geht entweder vom Nervensystem oder von der Lunge oder vom Herzen aus. Die tödtenden Ursachen wirken nun besonders

auf das Gehirn und alle davon begleiteten Erscheinungen (unruhiger Schlaf, Zuckungen, Krämpfe, Delirium), sind für den Geist mit Bewußtlosigkeit umhüllt. Auch der Tod, welcher von den Lungen den Ausgang nimmt, ist weit milder, als es den Umstehenden scheint. Es ist bekannt, daß ja Lungenleidende in Folge ihres Wohlgefühls auf Genesung hoffen, sich erfreulichen Vorstellungen hingeben bis in die Todesstunde hinein. Durch Stockung des Bluts tritt im Gehirn Bewußtlosigkeit und Betäubung ein. Bei Nerven- und Geisteskranken stellen sich in der Todesstunde, beim Losringen des Geistes vom Leibesorgane, noch oft heitere Stimmung und Klarheit ein, die dann allmählich in den Tod verläuft. Der normale Greisentod ist ein ganz sanftes Einschlafen und ein Verglimmen der Lebenskraft. Handelt die Natur barmherzig, so soll auch der Mensch gegen den Menschen in dessen Sterbestunde mitleidig handeln. Ein ruhiges Verhalten soll im Gemache eines Sterbenden stattfinden, Aeußerungen sollen in aller Stille geschehen; was stören könnte, Jammerruf, Trostlosigkeit, Zudringlichkeit, Aberglaube werde ernstlich vermieden. Ein Wechsel des Zimmers, des Bettes unterbleibe für den Sterbenden. Die Luft sei rein und frisch. Der gebildete Mensch, den die Pflicht an ein Sterbelager ruft, benehme sich würdig, dem feierlichen Vorgange entsprechend. Man wische dem Sterbenden ruhig und sanft den Schweiß von der Stirne, erwärme ihm die erkaltenden Füße; man lege ihn seinem Wunsche gemäß höher, reiche ihm etwas frisches Wasser (Zusatz von Himbeersaft), das ihm Erquickung ist. Arzneien, die das Sterben erleichtern, gibt es nicht; alle Sterbenden haben

einen Widerwillen gegen Medikamente. Man unterlasse auch alle Reizungs- oder Belebungsmittel, die durch Einwirkung auf's Gehirn das Bewußtsein wach erhalten. Das Gehör stirbt zuletzt ab. Ein Sterbender hört wohl noch öfters, was gesprochen wird (Begräbniß, Nähe des Endes). Ist jedoch der Tod durch Empfindungs- und Bewegungslosigkeit, durch Stillstand des Herzschlages und Athmens den Umstehenden angezeigt, so lasse man den Todten noch einige Stunden liegen. Erst wenn die drei sichern Zeichen des Todes eingetreten sind, nämlich Leichenstarre, Stehenbleiben der mit sanftem Fingerdruck veranlaßten Grübchen in der Hornhaut des Auges und Todtenflecke, als Beweise beginnender Verwesung, erst dann rede man über das Begräbniß des Entschlafenen.

Der Schmetterling durchbricht, wenn die Zeit der Reife gekommen ist, die Puppe, die ihn umhüllt, — das Vögelein seine morsche, mürbe Schale, das Saatkorn die zähe Faserhülse. Im Getreide verdichtet sich der Kern und löst sich vom Spreu. So verläßt seiner Zeit der Geist sein zeitliches Haus. Jeder Tod eines Menschen ist eine Neugeburt und ein Uebergang in eine höhere Lebensstufe. Ich kann nicht anders, als annehmen, daß die letzten Augenblicke des leiblichen Daseins zugleich die ersten Anfänge des jenseitigen Lebens sind, daß also unsere Todesstunde die Geburtsstunde in einem vollkommneren Lande des Lichts und der Verklärung ist.

Die Zeit des Todes ist für Menschen höchst verschieden. Der aus natürlichen Ursachen erfolgende Tod ist der einzig natürliche. Körperlich schwache Säuglinge sterben; der in ihnen aufsprossende Todeskeim überwuchert

die Lebenskraft; Kranke machen einen Scheidungsprozeß durch, Greise verwelken, ihre Hülle vertrocknet nach und nach. Anders verhält es sich bei dem, der selbst gewaltsam die Hülle des Körpers abstreift. Das Gesetz der Entwickelung wird freventlich gebrochen, zerschmettert. Der Selbstmord ist Unnatur und Verirrung. Man hat schon Selbstmörder, die doch zu schwach sind, ein Unangenehmes im Leben zu tragen, woran sie meist selbst schuldig sind, starke Geister genannt. Wahrlich, sie sind das nicht, so wenig, als sie natürlich reif in die Ewigkeit einrücken. Jäh Verunglückte, in der Schlacht Gefallene mag das Erbarmen des Herrn und sein Mitleid segnen; ihre Reife mag auf einem uns nahen Planeten naturgemäß weiter vor sich gehen. Denn in der Welt gibt es keinen Sprung.

Es ist der Zweck des Lebens und der Lebenskraft, das Todte und Stoffliche zu überwinden und die Individualität durch Verjüngung zu höheren Stufen der Veredelung und Vervollkommnung auszubilden. Das echt Lebendige, Lebenskräftige, verjüngt sich, indem es den Stoff und die Gestalt wechselt, ewig.

Bei uns und in ganz Europa ist das Beerdigen, das Begraben der Verstorbenen Sitte. Es sollte auch Sitte sein, jedem vor seiner Einsargung die Pulsadern zu durchschneiden. Der Scheintod und das Erwachen im Grabe wird schreckensvoll geschildert. Man hat wirklich Menschen von todtenähnlichem Starrschlaf von drei, fünf und noch mehr Tagen wieder erwachen sehen. Es wird erzählt: Ein Student erwachte am dritten Tage kurz vor der Leichenfeier. Er wußte, daß er lebte und doch todt schien.

Er fühlte alle seine Glieder und Muskeln wie mit ehernen Banden gefesselt. Er hörte das Weinen und Schluchzen seiner aus der Ferne herbeigeeilten Mutter, fühlte ihre Thränen, die auf seine Wangen herabtröpfelten, fühlte die Kälte des Wassers, womit ihn seine Mutter waschen ließ, merkte den Sarg bringen. Sein Leben war wie auf einen Punkt im Gehirne, auf ein schwaches Lichtflämmchen konzentrirt. Er dachte an seinen Zustand im Grabe, verspürte auf einmal Wärme im Herzen, bewegte seine Hand und war gerettet. Man pflegt die Qualen scheintodt Beerdigter recht lebhaft auszumalen. Wenn der Todtengräber je einmal ein Gerippe verkehrt im Grabe findet, so gilt dies als ein Beweis, der Unglückliche sei scheintodt beerdigt worden, im Grabe erwacht und habe sich im Grabe umgedreht.

Wer kann, phantasirt man, sich die furchtbare Qual dieses Bewußtseins, im Sarg, tief in der Erde lebend zu erwachen und zu liegen, in ihrer ganzen Größe und Schauerlichkeit vorstellen? Wie mag er sich anstrengen, Deckel und Erde emporzuheben? Wie mag die wenige, bald verderbte Luft ihn belästigen! Vielleicht jammerte, tobte er, biß sich in seiner Pein die Finger wund, kratzte sich die Haut auf, rief Gott und Menschen um Erbarmen an und verschied erst in den krampfhaftesten Zuckungen nach Stunden. Allein — gerade die wenige und ungenügende, dumpfe Luft läßt das Bewußtsein eines Scheintodt-Beerdigten nicht aufkommen. Die Gasentwickelung aber mag den Körper auf die Seite drehen und umwenden.

Ist der Leichnam einige Tage in der Erde, so be-

ginnt in der Regel der Proceß der Verwesung. Die Dauer solcher Zersetzung ist verschieden. Manche Theile oder ganze Leiber verwesen oft lange nicht. Wo Leichname verwesen, Leichen auch thierischer Körper, entwickeln sich Gase. Eine Leiche wird der Tummelplatz für zahlreiche chemische Veränderungen, von Zersetzung, Gährung, Fäulniß, Gasbildung. Zahllose Thierchen entstehen aus Leichen, bekämpfen und verzehren einander, sterben auf ihnen wieder ab. Ueber Grabhügeln nehmen manche Augen in der Dämmerung einen Dunst wahr. Die Anlage oder das Vermögen, einen derartigen Duft, Phosphordunst zu schauen oder zu riechen, hat vielleicht schon zu „Geistererscheinungen und Geistersagen" veranlaßt, auch schon merkwürdige Entdeckungen herbeigeführt. Ermordete Kinder oder Erwachsene, begraben in Mauern, unter Bäumen, an freien Plätzen, wurden dadurch nach geraumer Zeit ans Tageslicht gebracht.

Auf beträchtlichen Gebirgshöhen hat man schon Leichname angetroffen, ausgemergelt, aber unverwest. In der Schweiz kletterte einst ein kühner Gemsenjäger von Fels zu Fels. Hoch oben fand er — wie man erzählt — einen Mann liegen, als ob er noch nicht lange heraufgekommen wäre. Es war ein seit vielen Jahren vermißter Gemsjäger aus einem Nachbarorte, der wohl früher unter einer Eisdecke verborgen nun wieder ans Tageslicht gerathen war. Gleicherweise wurden aus der Tiefe Leichname ausgegraben, die Menschenalter da gelegen haben mögen und erst gestern verunglückt schienen. Ich erinnere an den Bergmann zu Falun in Schweden, der als Jüngling verschüttet wurde. Nach manchen Jahren wurde sein Leich-

nam noch unentstellt gefunden. Ausgestellt sah ihn ein altes Mütterlein, das mit den Worten in Ohnmacht sank: O mein Bräutigam! Im Todtengewölbe des Bernhardhospizes sieht man aufgefundene Unbekannte noch lange unverwest. Da stehen sie unbeerdigt, steif nebeneinander, als ob jeder vertraulich Seite und Arm an den andern legte.

Das Verbrennen der Leichen ist in andern fremden Gegenden üblich. Bis auf Karl d. Gr. fand das Verbrennen der Todten allgemein statt in Deutschland und Frankreich; auf seinen Befehl begann das Versenken unter die Erde. Bei den alten Juden wurde der Todte mit räthselhafter Hast beerdigt, weil die Rabbinen lehrten, der Geist eines Verstorbenen finde so lange keine Ruhe, bis auch der Leib ruhe. Das Einbalsamiren der Aegypter, wobei die innern Theile ausgenommen und Harz eingegossen wurde, verdient Lob. Die Christen befolgten mit dem Begraben der Abgeschiedenen die Weisung des Spruches 1. Mos. 3, 19: Du sollst wieder Erde werden!

Für die Friedhöfe (Freithof, frîthof umhegter, nicht von Friede, vride Hof,) ist immerhin alle Pietät am Platze. Zwar fühlen Fleisch und Bein nichts mehr. Eine Leiche ist auch keine Person mehr, aber sie repräsentirt eine solche. Es ist die Achtung vor der menschlichen Persönlichkeit, die Todten ruhen zu lassen. Sogar das Zerstückeln der Leichen auf Anatomien widert unser Gefühl an. Doch sollte man einen Friedhof nie ein „heiliges Land" nennen.

Der Tod ist aber nur gut, — in seiner gottverordneten Gestalt, in seiner naturgemäßen Ursache, wenn er

aus dem Unbekannten von selbst hervortritt. Dann kommt er, um eine Seele zu befreien und dann muß man ihn segnen. In seiner menschlichen Zwangsform: Krieg, Blutgerüste, Zweikampf und Selbstmord muß man ihn verwünschen und bekämpfen.

B. Der Tod und die Fortdauer.

1. Es geht mir ans Herz, wie die Menschheit im Staube der Erde zur Unsterblichkeit reifen soll und wie sie im Prunk und Tand der Erde unreif verwelket. Menschheit, wäge doch den Werth des Lebens auf dem Todtenbette eines Menschen.

Pestalozzi.

2. Tod ist letzte Erdennoth,
Ist von Gott ein fest Gebot.
Was da lebt, muß untergehen,
Doch was stirbt, wird auferstehen.
Wahrlich, Tod ist nur
Wandlung der Natur.

3. Was suchet ihr den Lebendigen bei den Todten?

Das menschliche Leben und den Tod mit forschenderem Blicke zu betrachten, als es gewöhnlich geschieht, ist sowohl für den Einzelnen, wie für unser ganzes Geschlecht von schätzbarem Gewinn. Zwar müssen wir gestehen, daß das, was wir vom Zustande nach dem Tode ahnen und schließen, unbestimmt und dunkel sei. Wir sehen jetzt nur wie durch einen Spiegel, 1. Cor. 13, 12. Und doch möchten wir alle gewiß nähere Aufschlüsse darüber haben, was nach dem Sterben folgt, was, wie, wo wir sein werden?

In Dingen, welche die Ewigkeit betreffen, kann der im Raum und in der Zeit eingeschränkte Mensch aller-

dings keinen sichern, festen Fuß fassen, schon weil ihm die Erfahrung darüber, das Wissen gänzlich abgeht. Gar manche sagen deßhalb, was der Mensch über das Leben in der Ewigkeit meine, sich vorstelle, hoffe, sei nichts als Einbildung und Ausschmückung seiner Phantasie. Dennoch ist, wie wir oben entwickelt haben, das, was der Christ glaubt, keine bloße leere Voraussetzung. Das fromme Nachdenken läßt hier schon zu richtigeren allgemeinen Begriffen und Vorstellungen gelangen. Sehen wir auch nur wie in einem Spiegel, so sehen wir doch etwas, so erkennen wir doch ein Bild, das unserer Auffassungsfähigkeit entspricht und uns beruhigt. Zwischen einem Spiegelbild und der Wirklichkeit ist freilich ein großer Unterschied. Eine Sache selber wahrnehmen und vor sich sehen oder nur ihr Bild, ist wesentlich anders. Sollen wir darum nicht über Tod und Unsterblichkeit nachsinnen? Das schärfere Nachdenken darüber ist dem Menschen nicht nur erlaubt, sondern sogar Pflicht.

Je mehr und ernstlicher ein Mensch über etwas nachdenkt, desto lichter werden seine Erkenntnisse; demselben erscheint oft etwas ganz neues daran, das ihm zuvor verborgen war; so ist es auch mit dem Nachdenken über den Zustand nach unserem Tode.

Was ist denn der Tod? Was geht im Sterben mit uns vor? Unser Leib ist belebt von einer Kraft. Dies ist eine Thatsache, welche jeder in sich selber erkennt und erlebt. Je älter ein Mensch wird, um so mehr fühlt er, wie er selber innerlich gleichsam reifer wird. Es ist der Geist, im Sprachgebrauch der Verstand, die Seele, die

Vernunft, das Selbstbewußtsein. Der Psycholog unterscheidet diese Begriffe strenger. Wir lassen sie hier gleichbedeutend gelten. Für den Geist ist der Körper das irdische Werkzeug, die Maschine für seine irdische Thätigkeit, seine zeitliche Hülle und Wohnung. Der Tod, der sich unausgesetzt und in seinem ganzen Ernste vor unsern Augen zeigt, ist nichts anders als das Zerbrechen dieses Werkzeuges, der vollendete Grad der Unbrauchbarkeit desselben, das Stillestehen dieser untauglich gewordenen Maschine, das naturgemäße Losschälen des reif gewordenen Geistes von seiner Hülle und das Ausziehen der Geisteskraft aus dieser schadhaft gewordenen Behausung. Der Tod ist an sich eine gewaltige Katastrophe. Er ist ein Schlagfluß, ein erschütternder Nervenschlag, von dem der Leib sich nicht mehr erholen kann; er ist, wenn er naturgemäß erfolgt, das zeitliche Reifgewordensein des Geisteskernes, wobei er von seiner leiblichen Hülse sich abtrennt, frei wird; er ist zugleich der Zerfall der menschlich-wahrnehmbaren Persönlichkeit.

Der Leib verwest, die stoffliche Natur erhält wieder, was von ihr stammt, zerlegt es in seine Grundbestandtheile und verwendet es darauf zu neuen Schöpfungen. Die verwesten Körpertheile gehen in andere Theile über. Mit der Zerstörung der menschlichen Leibesform bilden sich neue luftförmige, flüssige und feste Materien, welche theils in der Atmosphäre, theils im Wasser und im Erdboden vertheilt, theils von Pflanzen und Thieren verzehrt werden. Das ist der Tod, das Sterben des Leibes.

Eine Hauptveranlassung, an der Unsterblichkeit unseres Geistes zu zweifeln, liegt eben in unserem Sterben, sowie

darin, daß wir von der Art und Weise eines Uebergangs unseres Geistes in eine andere Welt keine Kenntniß und keine klare Vorstellung haben. Der Mensch stirbt; sein Leib erstarrt und verwest. Keines von den Lieben, die wir im Tode verloren, bringt uns Kunde von seiner Fortdauer. Allein ist schon hier auf Erden nicht jede Geburt zum Leben ein Wunder? Entziehen sich nicht auch die Naturkräfte unserer sinnlichen Wahrnehmung? Ist unsere Seele nicht ein höheres Lebensprinzip, als das Leben in Pflanze und Thier? Wenn das Kind in Mutterleibe denken könnte, so würde es wohl auch fragen? Wo ist denn die Welt, in welche ich eintreten soll? Wie trete ich an das Licht und Leben im Lichte? Warum fällt kein klar und völlig aufhellender Lichtstrahl in meine Finsterniß? Doch das Wunder geschieht. Schon die Natur gibt uns mancherlei Vorbilder der neuen Geburt des Menschen im Tode: Der Uebergang der Raupe zur Puppe, die Verwandlung dieser zu einem gepflügelten Insekte mit Organen, das Ausschlüpfen des Thierchens aus einem Ei. Ist unser Leib nicht ein ähnliches, obgleich höher organisirtes Gebilde, das etwas Vollkommeneres beherbergt und offenbart? Die Schale des Eis berstet und so bricht der menschliche Leib zusammen.

Der Leib ist belebt von der Seele; jener ist Hülle und Kleid von dieser. Mit dem Leibe entwickelt und wächst die Seele. Diese ist befähigt zum klaren, umfassenden Denken, zum Gotterkennen. Steigert sich die Seele dazu, so ist sie — Geist. Der Geist lebt und webt in höheren Ideen von Gottheit, Wahrheit, Liebe, Weisheit. Der Geist läutert und adelt den Menschen, prägt sein Ange-

sicht lieblich und freundlich; die Seele also entwickelt sich zum Geiste, wie ein Bäumchen — zum blühenden und Obst tragenden Baume.

Man redet von der Auferstehung des Leibes und der gemeine Mann macht sich davon die wunderlichsten Vorstellungen. Mein Nachdenken erklärt die biblische Ausdrucksweise also: Wie das Samenkorn in der Erde unter der Einwirkung von Wärme, Nässe und den Bodenkräften verwest und dann eine neue Pflanzengestalt hervortritt, die seiner Zeit im Sonnenlichte der Reife entgegengeht, so entkeimt dem menschlichen Leibe von Erde unter dem Einflusse der Kräfte in der Luft eine neue himmlische Gestalt, die im Augenblicke des Sterbens heraustritt und als neues höheres Geistwesen in neue Verhältnisse übergeht und fortlebt. So ist also dieser Körper gleichsam die Erde oder Entwicklungsstätte, in welcher der Gott erkennende Geist, einer edlen himmlischen Pflanze gleich, sich ausbildet und zur höheren Entwicklung — auf den Gestirnen — fortschreitet. Was der Acker, der Boden den Gewächsen ist, nämlich Standort, das ist der menschliche Leib dem Geiste.

Der Schlußakt des Erdenwallens, das Sterben ist ein sichtbarer, mehr oder weniger gewaltiger Kampf, bis der Zustand der Erschöpfung, einer völligen Unmacht, das Fallen in einen bewußtlosen Zustand eintritt. Bald weicht diese Nacht, die Seele erholt sich, der Geist erwacht. Der ganze Vorgang muß sich auf ein festes Naturgesetz grün-

den und regelmäßig verlaufen. Der Tod ist die Befreiung des Geistes aus der Beschränkung des Leibes, aber gerade darum zugleich eine Neugeburt.

Auf welche Art werden die Seelen nach dem Tode des Leibes fortleben? Wo werden sie hinkommen? Mit welchen Organen werden sie sehen, hören, wirken? Auf diese Fragen kann der Mensch keine Antwort geben. Darüber hängt ein undurchdringlicher Schleier. Aber das können wir doch sagen: Der Tod nimmt der Seele nichts, was sie besitzt, was ihr Wesen ausmacht; auch wird keine zu weite Kluft, kein zu greller Unterschied zwischen unserem gegenwärtigen und unserem nächst künftigen Leben statt haben. Der erste Zustand dort wird manche Aehnlichkeit, manchen Anknüpfungspunkt an das Jetzt aufweisen, eben als unmittelbare Fortsetzung desselben. So wenig ein Gefangener durch seine Versetzung in die Freiheit auf einmal ein entschieden anderer Mensch wird, so wenig wird der Geist des Menschen durch seine Versetzung in eine neue Welt ein in sich anderes Wesen. So wenig der Schlaf oder eine Ohnmacht am Geiste etwas verändert, so wenig ändert er sich innerlich durch den Tod. Ein Menschengeist wird durch das Sterben seines Leibes weder besser, noch schlechter, weder weiser, noch mangelhafter. Er bleibt, was er ist, und zeigt sich, wie er ist, was und wie er geworden ist. Wozu sich ein Mensch gemacht hat im Leben, das wird er unmittelbar nach dem Tode sein; nur die Werkzeuge des Empfindens und Wirkens werden andere werden. Sein nächster Zustand nach dem Sterben ist das Ergebniß des vorausgegangenen Lebens und Strebens.

Ein roher Wilder, ein versunkener Wüstling, ein verknöcherter Geiziger — sie stehen zu tief unter einem frommen, vollendeten Geiste, als daß der Tod beide in das gleiche Wesen, in denselben Zustand versetzen könnte. Jene stehen tief, auf der Stufe der Sinnlichkeit, dieser ist — seelisch — herangereift, keimfähig für ein neues besseres Leben. Himmel und Hölle, Gefühl der Seligkeit oder des Mißbehagens liegen auch im Geiste selber. Mit dem Tode treten wir eine neue Lebenslaufbahn an; aber die Beschaffenheit derselben ist die entsprechende Folge des vorherigen Wirkens. Wer auf seinen Acker Unkraut, Hederich streut, der wird nichts anderes als diese Pflanzen ernten. Wer aber gute Fruchtkörner aussät, der wird auch solche ernten. Die Gnade Gottes wird den, der Unkraut gesät hat, niemals ansehen, als ob er guten Weizen gesät hätte und sie kann und wird auch nie eine andere Ernte gewähren. Denn seine Gnade darf seine Gerechtigkeit nicht aufheben. So ist es auch mit den sittlichen, geistigen Saaten, mit den Werken und Thaten des Menschen. Was glauben aber die Leute? Wer unsittliche Handlungen begeht, wer gottlose Gesinnungen hegt, der pflanzt diese in das Wesen (= Ackerfeld) seines denkenden Geistes ein; sie hinterlassen in demselben Spuren. Je mehr jemand solche Werke thut, desto tiefer werden diese Spuren, desto kräftiger die Regungen davon. Der unsittliche Mensch kommt zum Sterben; auf dem Todtenbette lispelt er vielleicht noch vom Glauben an Christum, an seinen Versöhnungstod, an seine Rechtfertigung. Wäre aber dem so, daß die Gnade Gottes seinen irdischen Sinn, seine Verirrungen, seine Dienstbarkeit in unsittlichen Ge-

danken, Worten und Handlungen wegen der Verdienste Jesu als völlig ungeschehen ansehen würde, wo bliebe denn Gottes sachgemäße, strenge Gerechtigkeit? Gott handelt nie willkürlich; er ist das unbeugsamste Gesetz. Eine Lehre, die damit nicht übereinstimmt, muß unrichtig sein. Was predigt aber die kirchliche Theologie? Gottes Gnade, obwohl ohne Maß und Grenzen, ändert nichts am Walten seiner Gerechtigkeit. Haben wir unsere Talente mißbraucht, unsere Seelen in die niedrigen Leidenschaften der Welt versenkt, so nehmen wir die Begier nach solchen Dingen mit uns hinüber und sie wird uns zum Gerichte, zum Selbstgerichte, zur Pein. Lieben wir höhere Genüsse, den Umgang mit Gott im Gebet, die Betrachtung der Natur, die Vertiefung in die Wissenschaft, treue Arbeit zum Wohle und im Dienste unserer Brüder, so wird dies unser Glück auch dort gründen und erhöhen. Der Tod kann der Seele zunächst nichts nehmen, aber auch nichts geben, was sie nicht schon hat. Die neuen Verhältnisse wirken freilich bald auf sie ein; es geht vorwärts. Neue Vermögen entstehen im Geiste. *Es gibt keinen Rückgang.* Es ist unrichtig, zu erwarten, weil der Leib abgelegt würde, fühle sich eine Seele alsbald rein und vollkommen; die Lust des Wollüstlings am Laster, die Liebe des Geizigen zum Gelde, die Neigung zur Lüge, zu geselligen Genüssen, der unbekehrte gottlose Sinn sei plötzlich ausgetilgt und der Abgeschiedene sei nun davon geheilt und alsbald selig. Nein, *der Geist muß sich zur Seligkeit allmählich entwickeln. Es gibt Altes abzulegen und Neues aufzunehmen. Die Fähigkeiten zu einem endlosen Fortschritte, zu einer unaufhörlichen*

Veredlung schlummern in jedem Geiste und dies ist die Gnade Gottes, so daß auch ein hier verirrter Geist jenseits sich wieder erheben, reinigen, läutern, sich vervollkommnen kann. Die Annahme, daß nach diesem Erdenleben keine Bekehrung mehr möglich sei und eines jeglichen Schicksal ewig so fest und unabänderlich stehe, wie er im Augenblicke des Todes beschaffen sei, ist eine engherzige, düstere dogmatische Ansicht, weder vernünftig, noch biblisch. Sie widerstreitet vielmehr der göttlichen Liebe und Barmherzigkeit. Es gibt nirgends einen Stillstand. Veränderungen in den äußern Lebensbedingungen verändern auch die intellektuellen und moralischen Zustände der Geister. Die Vorstellung, als ob ein Verstorbener in einen absolut vollendeten Zustand, in eine abgeschlossene Seligkeit übergehe, ist ungereimt. Jede Seele unmittelbar nach dem Tode ist der frühere inwendige Mensch. Welche Verschiedenheiten! Unsterblichkeit ist ewige Entwicklung. Wie könnte ein gestorbener Säugling alsbald so selig werden, oder in die Hölle kommen, wie bei längerem Verweilen und geistigem Ueben auf der Erde? Aeußere Umstände, Erziehung, Bildung, Gesundheit, Unglücksfälle entwickeln den Menschen höchst verschieden! Wie könnte da die gleiche Zurechnungsfähigkeit eintreten? Wie ein geborenes Kind auf der Erde das Bedürfniß weiterer Entwickelung hat, so hat jeder Verstorbene, d. h. jeder abgeschiedene Geist das Bedürfniß weiterer Vervollkommnung.

Ueber das Seligwerden aus Gnaden wird nicht selten als evangelisch gepredigt: Selig werde, wer an die Gottheit Jesu glaube, wer unbezweifelt annehme, daß

Christus von Gott geboren und mit ihm gleichen Wesens sei, daß er alle die Wunder gethan, welche das neue Testament erzähle, daß er am Kreuze zu unserer Versöhnung gestorben sei, daß aus dem Genusse des Abendmahles Vergebung der Sünden komme. Kann das alles nicht ein todter Wortglaube, ein recht kraftloses, oberflächliches Fürwahrhalten sein? Gott ist, wie gnädig und liebevoll, nicht weniger unveränderlich gerecht. Stirbt der Mensch, so erntet er, was er gesät hat; er kommt dahin, wohin er geistig paßt; er ist vorerst, wozu er sich gemacht hat. Wozu er fähig geworden, dafür taugt er auch und das empfängt er. Gott kann nicht so gnädig sein gegen ihn um Jesu willen, daß er ihn selig macht, wenn er es nicht innerlich würdig ist, daß er ihm um Jesu willen, aus lauter Gnade und Fürsprache eine höhere Stufe der Seligkeit ertheilt, als er nach seiner geistigen Beschaffenheit verdient. Das wäre Willkür, Abweichung vom Gesetz. Christus selbst macht gerade auf den Wortglauben und Thatglauben vielfach aufmerksam. Mancher Priester unter den alten Juden konnte wohl beredt und kirchlich den Glauben rühmen und vertheidigen; aber — jener Samariter war barmherzig, übte einen thätigen Glauben. Seine That floß sicherlich aus seiner frommen Gesinnung oder Innerlichkeit. Das reine Herz, die liebreiche, redliche Gesinnung, die wahre Liebesthat und das Leben in Gott macht selig. Gott belohnt oder bestraft in dem Grade, wie es ein Mensch verdient hat. Zu seiner Vollkommenheit gehört, daß er dies unbedingt thut, aus innerlicher Wesenheit und Nothwendigkeit gerecht vollbringt.

Wenn nun der Tod am Geiste nichts ändert, was

bleibt insbesondere? Ich antworte: Ihm bleibt alles, was sein wirkliches Eigenthum geworden ist und eine weitere Zeugungskraft für seine Vervollkommnung besitzt; ihm bleibt eine Menge Erinnerungen, das Gedächtniß an Gethanes, Unterlassenes, Erlebtes; ihm bleiben Kenntnisse, erkannte Wahrheiten, anfangs selbst irrthümliche Meinungen, welche drüben gleichsam abfallen, ableben müssen. In der Einsamkeit des Nachdenkens treten uns manche Umstände, die wir lange Zeit vergessen hatten, in die Wiedererinnerung; so wird sich dort die Seele zahlreiche Gedanken, Worte, Thaten und Vergehen aller Art schärfer, umfassender, klarer, stärker wieder vorführen.

Gott ist Weisheit und Güte. Er wird uns da, wohin wir nach dem Tode auf Erden kommen, diejenigen Organe und Mittel gewähren, welche zu unserer Bestimmung hinführen. Wie der Mensch hier alles erhält und vorfindet, was ihm nöthig ist, so werden wir auch drüben diejenigen Bedürfnisse decken können, durch welche wir unser ferneres Leben mit jener Außenwelt vermitteln. Wir werden gewißlich wieder eine Hülle erhalten, die dort zur Entwickelung unserer geistigen Kräfte unentbehrlich, für jene Zustände naturgemäß ist.

Es schwindet nicht, es hört nicht auf der Glaube. Er ist der Gegensatz vom Begreifen und Gewißsein. Auch nach unserer Versetzung in ein anderes Land werden wir noch tausenderlei nicht erkennen, nicht durchschauen. Gott und die erhabenen Wunder seiner Werke, seine Gesetze werden wir nicht alsbald offen erkennen. Wir werden noch nicht zum Anschauen seiner Persönlichkeit gelangen, nicht zum Begreifen seiner Wesenheit kommen. Wie er hier

für uns wohnet in einem Lichte, da niemand zukommen kann, so werden wir ihn auch dort nur im Wiederschein seiner Werke sehen. Wie sich der unsichtbare Gott hier auf Erden durch die uns umgebende Natur, ihre Größe Mannichfaltigkeit und Schönheit offenbart, so wird auch die neue Welt den unsterblichen Geist zu neuer und höherer Erkenntniß führen. Das Suchen und Finden Gottes in seinen Werken und Führungen (= Glaube) wird stets ein geistiges Geschäft bleiben. Das immer mehr sich gestaltende Tagwerden darüber im Geiste, das Fortrücken in der Gotteserkenntniß ist und gibt Genuß und Seligkeit.

Die Unsterblichkeit ist den Abgeschiedenen bereits zum Wissen geworden; hier leben wir im Glauben. Das Gebiet des Erfahrens wird dort immer umfassender werden; allein die Geister werden noch unendlich viel nicht begreifen. Der Glaube, das Gottvertrauen und der Wandel in Uebereinstimmung mit dem Gottesglauben bleibet mithin noch in den nächsten Landen der Ewigkeit. Nach und nach erst gehts zum Lichte!

Es schwindet nicht die Hoffnung, diese holde Schwester des Glaubens. Die Abgeschiedenen werden nicht alles Erwartete sogleich in Besitz erhalten. Es gibt Stufen der Seligkeit; eine liegt über der andern. Ein Sehnen nach Höherem wird überall hervortauchen. Derjenige irrt, welcher meint, nach dem Tode trete die vollkommene Seligkeit ein, bei welcher die Geister fortwährend auf derselben Stufe stehen bleiben. Wie wäre dies bei den großartigen Mängeln der Menschen möglich? Es muß vielmehr durch unzählige Zustände und Verhältnisse immerfort

und ohne Ende hindurchgehen zur geistigen Vervollkommung. Ohne Kampf und Ringen, ohne Fernsichten offenbart sich die Schnellkraft, die Elastizität des Geistes nicht. Darin gerade liegt ein mächtiger Sporn zum Weiterstreben. Wie der Reiche immer durstiger wird nach Geld, der Ehrsüchtige nach Ruhm und Ehre, der Gelehrte nach Weisheit und Wissenschaft, so wird der Selige immer durstiger im Hoffen, im Erwarten von Dingen, die einer höheren Lebens- und Weltstufe angehören. Die Hoffnung bleibt die geheimnißvolle Kraft, die durch unendliche Räume und Zeitläufe die Geister zur Weisheit, zur Treue in Gott anspornt.

Es schwindet nie die Liebe. Diese gehört zum Wesen Gottes und des Menschen; was die Wärme dem leiblichen Leben ist, das ist die Liebe dem Geiste. Wo dieses Gefühl der Liebe fehlt, da stockt das innere Leben, da wird nach und nach alles hart, krank und todt. Der in eine andere Welt versetzte Mensch wird in einem gewissen Maße noch anhänglich sein an mancherlei auf Erden, was er lieb gewonnen, an Personen, mit denen er in näherer Verbindung gestanden hatte. Wie die auf Erden Zurückgebliebenen sich seiner erinnern in Wehmuth und unter Thränen, so wird er zurück denken an seine ehemaligen Lieben, wie er freudig begrüßt im neuen Wohnlande diejenigen, welche er in der Ewigkeit vorfindet. Die Liebe höret nimmer auf. Unsere Religion verlangt: Liebe Gott von ganzem Gemüthe und aus allen Kräften; das ist das vornehmste Gebot! Dies gilt für die Erde, wie für das Jenseits. Wie kein Mensch ohne Athem, so kann kein gotterkennender Geist ohne Liebe bestehen. Wann ist es einem Spieler, einem Weltmenschen, einem Kriegsfürsten

wohl? Wenn er seine Lust, seine Leidenschaft befriedigen kann. Was muß aber der Gegenstand der Liebe des Seligen sein? Ist Weisheit, reine Gesinnung, Liebe je begrenzt? Der Hauptgegenstand alles Strebens ist Erkenntniß Gottes, ist das Nachforschen über seine Welten und Werke, ist das Leben in der Liebe zu ihm. Auch die Wissenschaften, die da des Herrn Ehre verkündigen, werden fortblühen. Selige Geister fühlen sich glücklich in der Liebe zu dem, was wahr, gut und schön ist.

Es bleibt für alle Geister ein Ziel vorwärts. In allen Stufen der Himmel wird es darum **Lehrer** geben, welche die Geister anregen und leiten, welche ihnen die Pforten höherer Weisheit eröffnen. Nur in der Entwickelung unseres wahren Wesens reift unsere Seligkeit. Eine plötzliche und vollendete Seligkeit nach dem Tode auf Erden ist eine unrichtige Annahme. In unserer Natur (Geistessubstanz) schlummern noch viele Keime der Ausbildung, welche ihrer allmählichen, aber sichern Entfaltung harren. Was kein Auge gesehen, kein Ohr vernommen, kein irdischer Verstand je begriffen, das hat Gott bereitet denen, die sein Ebenbild in sich tragen und die ihn lieben.

Es stirbt die Flur im Winterkleid dahin;
die Bäume stehen kahl.
Der Lenz erwacht und die Gefilde blühn
voll Lust im Sonnenstrahl.

O schönes Bild vom Leben,
du Flur im Frühlingskleid!
Mein Geist wird sich erheben
zum Lenz der Ewigkeit.

Vernichtet wird im Reiche der Natur
auch nicht der kleinste Staub.
Und Mensch, du achtest deine Seele nur
für der Vernichtung Raub?

Der uns das Sein gegeben,
erhält, was er uns gab,
schafft aus dem Staube Leben,
lockt Keime aus dem Grab (= Leib).

Unsterblichkeit, du bist kein süßer Wahn!
Es stirbt die Seele nicht.
Gott führt uns alle wundersam hinan
zum reinern, schönern Licht.

Du strahlst gleich einer Sonne
mir Licht und Wärme zu!
Mein Glück und meine Wonne
und meine Kraft bist du!

Der Gedanke an das Jenseits ist und bleibt ein feierlicher, rührender Gedanke; er ist eine Würze des Lebens. Unter ihm vergißt der Mensch bange Sorgen. Im Blick auf das Jenseits findet der Leidende Trost, der Arme seine Beruhigung, die Tugend ihren Muth, die gedrückte Unschuld ihr Recht. Der Bettler mit seiner Krücke tröstet sich der kommenden besseren Tage; die Mutter, die Lieblinge verlor, blickt hinauf und denkt, dort wohnen meine Kinder. Der Monarch auf dem Throne, der Vornehme und Hohe in seinem Schlosse sieht, wie beim Gedanken an die Ewigkeit alle irdische Herrlichkeit ent-

weicht und flieht. Auf das Jenseits vereinigen sich die Hoffnungen und die Zielpunkte aller edleren Menschen.

Es ist ein köstlicher, unser Dasein verschönernder und erhebender Gedanke: Das menschliche Leben ist nicht bloß von Wiege und Sarg begrenzt. Zum höheren Leben geht es durch den Tod; in einem himmlischen Gefilde werden wir wieder geboren, wenn wir auf der Erde sterben. Unser Tod ist das Mittel zu einer abermaligen Geburt, zu einem verjüngten Dasein. Der Mensch kann sein vom Vater des Lebens ihm bestimmtes Fortleben auf einem herrlicheren Wohnplatze nicht antreten, wenn er hienieden nicht stirbt. Die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit unseres Geistes ist die Wurzel der beglückendsten Kultur, ist die eigentliche Quelle des edelsten Strebens und aller liebenswürdigen Menschentugenden.

Der Tod bringt den Geist, von seinem Fleischkörper entkleidet, in neue Verhältnisse und Verbindungen. Ehe diese eintreten können, müssen unsere jetzigen Zustände aufgelöst und zerrissen werden. Der Körper des Menschen ist die Hülle und der Behälter, worin der Geist, dieser göttliche Lebensfunke, reift, sich klärt, sein erstes Leben durchläuft, bis er stark genug ist für eine vollkommnere Existenz. Zwar ist der Körper hier enge mit dem Geiste vereinigt; doch diesem kommt seine Zeit, wo er nach manchfaltigen Entwicklungsprozessen und Uebungsperioden seine Bande sprengt, wie das Kindlein im Mutterschoße, und wo er eine neue, selbständigere Gestalt erhält, wie die Pflanze aus dem Samen neu hervorgeht. Wenn der im Samenkorn verschlossene Keim zu einer verjüngten Lebensform sich gestalten soll, so muß das Korn in die Erde,

muß faulen. Die Verbindungen zwischen ihm und dem Keime lösen sich; doch im Lichte der Sonne gedeiht das schöne Gewächs. Die Verbindung zwischen Mutter und Kind ist eine innige; allein dieselbe löst sich. Das Kindlein wechselt durch ein Naturgebot, Naturgesetz seinen Wohnplatz und tritt ins Tageslicht. Dies sind nur Bilder des Todes und — unseres Ueberganges in neue Verhältnisse. Die Seele durchläuft im Leibe ein beschränktes Leben; aber sie reift, streift die Hülle ab und gelangt zu einer Lebensstufe höherer Art.

Der Eingang des Geistes in eine andere Welt (Gestirn, Himmelskörper) hat zwar für uns etwas Unbegreifliches und Wunderbares. Wie kann der Geist den Weg dahin finden? Wie kann er dort, nachdem er sein (irdisches) Werkzeug verloren hat, denken, wirken? Wer wird sich des Ankömmlings dort annehmen? Welche Fragen? Wie hier Naturgesetze walten, so regieren solche auch dort; wie hier Eltern und Freunde uns aufnehmen und ins Leben einführten; wie hier unsere Sinne sich ausbilden und unsere geistigen Kräfte erstarken, so werden auch die dortigen — Einrichtungen uns pflegen und versorgen.

Wird ein neuer Leib den Geist umkleiden? Wo ist die neue Welt, in welche wir versetzt werden? Was wird überhaupt geschehen, wenn unser Auge den letzten Blick hienieden gethan hat? Wir seufzen nach Strahlen des Lichtes. Doch — **der Tod ist — eine Neugeburt.** Wie dem Einschlafen das Wiedererwachen folgt, so muß und wird dem Sterben das Wiederaufleben folgen. Nach uraltem Ausspruch, der schon bei den Griechen üblich war, sind Schlaf und Tod Brüder. Wie der Schlaf die geistige

Kraft nicht beschädigt und vernichtet, sondern vielmehr den Leib und dadurch wieder auch den Geist erfrischt, so hebt das Sterben die psychischen Vermögen nicht auf, sondern dieses gerade ist das Mittel, sie in neue Schwungkraft und Uebungsverhältnisse zu versetzen. Und ist hier auf Erden die Aufgabe des Menschen — die Ueberwindung des Sinnlichen und die Erstarkung im Geistigen, Göttlichen, so wird diese Erstarkung im Göttlichen uns im Jenseits klarer werden und in umfassenderem Grade (Umfang) vor sich gehen. Das Jenseits aber ist die Sternwelt.

Kein Wesen kann in Nichts zerfallen;
Das Ewge regt sich fort in allen.
Im Sein erhalte dich beglückt!
Das Sein ist ewig; denn Gesetze
bewahren die lebend'gen Schätze,
mit welchen sich das All' geschmückt.

Göthe.

Das enge, dunkle Grab verschließt,
was an dem Menschen irdisch ist.
Der Geist, befreit vom Erdenstaub,
wird der Vernichtung nicht zum Raub.

* * *

O Gott! Ich bin dein Eigenthum,
nichts soll von dir mich scheiden,
nicht Sinnenlust, nicht Gold, noch Ruhm,
nicht Schmach, noch Tod, noch Leiden!
Was ist des Lebens kurze Zeit?
Heil mir, mein ist Unsterblichkeit!

Ich daure fort! Es strebt in mir ein Drang
nach Wahrheit und nach Licht.
Doch, wenn ich auch mit allen Kräften rang, —
das Ziel erreicht' ich nicht.
Wozu dies rege Streben,
der Keim von innrer Kraft?
Für diese Spanne — Leben?
Wie klein, wie räthselhaft!

* * *

Wiedersehn! In holden Bildern
will uns die Natur dich schildern;
Drin verjüngt sie sich so schön.
Wenn des Abends Purpurstrahlen
lieblich schön die Berge malen,
spricht die Sonne: Wiedersehn!

* * *

O weine nicht,
wenn hier ein liebes Auge bricht!
Fühlst du's nicht durchs Herze wehen?
Es weht so süß: Auf Wiedersehen!
Drum weine nicht!

V. Bewohnbarkeit der Gestirne.

Freu dich, ein ewiger Tag folgt nach irdischem
Ringen und Streben!
Aufwärts blicke, mein Geist; bald wird das Dunkel
zum Licht!

Wie herrlich glänzt und lacht an einem freundlichen Tage unsere Sonne im Himmelsraume; wie segnend und belebend wirft sie ihre Lichtstrahlen herab zu uns, auf unsere Fluren, Gärten und Wohnungen! Wenn die Weisheit der Alten in ihr ein Abbild Gottes oder sein Auge erkannte und der gewöhnliche Mensch sie als Gott selbst dachte und verehrte — Helios und sein Sonnenwagen —, so war dies verständiger, als die Anbetung eines Ochsen, Krokodils, eines Vogels, einer Katze oder eines sonstigen Wesens. Wie prächtig ist auch der gestirnte Nachthimmel mit seinen zahllosen Gliedern! Liegt im Dämmerlichte die Erde da, so leuchten oben in einem holden Zauberscheine die Sterne. Still und erhaben scheinen sie dahinzuziehen, in größter Ordnung und Gesetzmäßigkeit. Es ist, als ob sie uns zum Nachdenken über sie aufrufen möchten. Der denkende Mensch hebt auch sein

Haupt in die Höhe; er betrachtet diese Gestirne, ihre Stellungen zu einander näher und er legt sich unwillkürlich bedeutsame Fragen vor. Treibt man eine Herde Thiere zu gleicher Zeit auf eine grasreiche Flur, so weidet sie gierig und emsig; aber kein Thier steht hin, lenkt seine Augen zum Himmel und läßt sie haften auf dem lieblichen Lichtschimmer, der von dort herabblinkt. Dieser Zug des Menschengeistes gehört zu seiner Innerlichkeit, zu seiner Wesenheit. Des Menschen Antlitz ist mit Bedeutung nicht abwärts zur Erde gerichtet. Die Gestirne sind wie ein Blumengefilde erquickender Ahnungen eines strebenden Menschenherzens. Wer in die Anschauung des Firmaments versinkt, dessen Gemüth wird wundersam ergriffen, dessen Innerstes durchzittert und durchwallt ein warmes Gefühl, dessen Verstand stößt bei längerem Betrachten und Nachsinnen gewiß auf die Frage, ob wohl diese Weltkörper gleich unserer Erde von Geschöpfen verschiedener Art bewohnt, ob namentlich unter ihnen dem Menschen innerlich ähnliche, das heißt, mit Selbst- und Gottesbewußtsein ausgerüstete, Geist- und Vernunftbegabte sein mögen. Die Bibel lehrt, Sonne, Mond und Sterne hätten den Zweck, die Erde zu beleuchten, 1. Mos. 1, 14—18. Der Wanderer bei Tage wird oft dankbar zur Sonne aufblicken, die klar und freundlich, Leib und Geist erfrischend scheint, oder bei Nachtzeit zum Monde und zu den Sternen, deren Licht den vielleicht beschwerlichen Weg erkennen läßt. Allein nächster und einziger Zweck der Myriaden Himmelskörper, über deren Zahl, Größe und Entfernung von der Erde, wie sie die Astronomie lehrt, der Mensch keinen Maßstab und gar keine

Begriffe mehr hat, kann es doch nicht sein, nur der kleinen Erde, die gegenüber den Sonnenfamilien und in der unermeßlichen Kette des Universums ein einziges Pünktlein ist, in Abwesenheit des Sonnenlichts eine beziehungsweise schwache Helle zu geben. Den Zwecken in der Natur entsprechen überall die Mittel; sind jene gering, so werden und dürfen es auch diese sein. Der matten, schwachen nächtlichen Beleuchtung der Erde wegen kann Gott die riesigen, zahllosen Gestirne nicht ausschließlich oder vorzugsweise geschaffen haben. Dies hat für mich unabänderliche Giltigkeit, Wahrheit. Unsere heilige Schrift, indem sie die Sterne als Leuchten für die Erde darstellt, indem sie erklärt, daß sie schienen auf die Erde, daß sie den Tag und die Nacht regierten, verwirft die weitere Ansicht durchaus nicht, daß diese Welten noch eine andere, höhere Bestimmung haben können. Die alte Weltanschauung meinte, daß die Erde der Mittelpunkt der ganzen Schöpfung sei und das Universum um der Erde und des Menschen willen sein Dasein erhalten habe. Von diesem kleinlichen Gesichtspunkt aus gelangt man leicht zu dem Schluß, daß nur die Erde Geschöpfe, Vernunftwesen beherberge, daß somit der Mensch nicht nur das vornehmste Geschöpf auf unserem Planeten, sondern — nach den Engeln — im gesammten Weltall sei. Aber der Menschengeist wird mit Macht auch aus psychologischen Gründen als eine ewige Kraft, als ein unsterbliches Wesen aufgefaßt und bezeichnet. Wohin wandern dann die im Tode vom Staubleibe befreiten, entbundenen Geister und wo weilen und wirken die Engel?

Armselig und dürftig kommt mir diejenige Meinung vor, welche nur die Erde, dieses Stäublein im endlosen Weltenozean mit seinen Billionen von Inseln, bewohnt sein läßt, welche nur hienieden Leben und Thätigkeit, Entwickelung und Geschichte, Wirksamkeit und Fortschritt anerkennt. Dem Denker drängt sich vielmehr die Nöthigung, die Ueberzeugung auf, daß alle Welten — und das sind die Gestirne — der Schauplatz einer umfassenden und großartigen Lebensbethätigung sein müssen und daß uns nichts zu der Meinung berechtige, daß nur der Mensch das Ebenbild Gottes an sich trage. Wie es nicht weise und zweckmäßig wäre, wenn ein reicher Herr ungeheure Gebäude bloß zur Schau und Bewunderung aus der Ferne für flüchtig und meist gleichgiltig Vorübereilende hinstellete, so verhält es sich mit den leuchtenden, uns freundlich zuwinkenden Sternen. Ein Gebäude, nur zum äußern Prunk und zum Anschauen aus der Ferne aufgeführt, ohne noble, zweckmäßige, bequeme und ersprießliche Einrichtung, wäre auf Täuschung berechnet und selbst ein Unding. Wir können und dürfen wohl annehmen und ich glaube es mit vollster Ueberzeugung: Auch die Himmelskörper ohne Ausnahme sind Behälter göttlicher Kräfte, haben ihre entsprechenden Naturprodukte, eine Pflanzen- und Thierwelt; auch sie haben ihre beseelten, persönlichen, gotterkennenden, Wissenschaft, Recht, Wahrheit, Weisheit und Fortschritt liebenden Bewohner, also Vernunftgeschöpfe. Sie sind in überwiegender Mehrheit Welten für weisere, reinere, überaus beglückte Wesen, voll Strebsamkeit, Friede und Lust; sie sind auch die weiteren Entwickelungsstätten für diejenigen Geister, welche hier auf Erden nicht

natur- und bestimmungsgemäß erwachten und sich gehörig entwickelten. Ja es läßt sich sogar denken, daß es auf einzelnen Weltkörpern — z. B. etwa auf den von unserer Sonne entfernteren Planeten — Vernunftwesen mit noch schwächeren Fähigkeiten und größeren Irrthümern gibt, als wir besitzen. Denn die ganze Welt ist Ein zusammenhängendes Vernunftreich. —

Weltkörper ohne organisches Leben können vom gesunden Menschenverstande kaum gedacht werden. Nach unsern Einsichten und Erforschungen ist die Leere und Oede der Weltkörper weder wahrscheinlich, noch möglich. Das Unorganische ist etwas Starres und erscheint uns für sich keiner weitern Fortbildung mehr bedürftig. Kann man sich eine so ungeheure, wie wir sagen, grenzenlose Welt der Stabilität, der Wüste und Todesstille nur vorstellen? Kann man glauben, die Billionen Gestirne seien die wesentliche Vorbedingung der fühlbar beschränkten, der überaus engen irdischen Lebensexistenz? Denn wir Menschen stehen ja nach Einsicht und Weisheit, nach Gerechtigkeit und Liebe, wie nach Lebensdauer auf Erden kläglich und die meisten Leute werden, wenn es ihnen behaglicher würde. wenn sie sich durch zahllose Sorgen und durch manchen Kampf hindurch gerungen haben, abgerufen aus ihrem Lebensgarten hier zu Lande.

Die ganze Welt ist bei einem richtigen Gottesbegriffe eine lebensthätige und lebenskräftige Offenbarung Gottes, ein Ausdruck seiner Vollkommenheiten, ist das Werk eines ewig wirksamen, ewig liebenden und weisen, unbegreiflichen Schöpfers, der die Quelle alles Lebens in seiner physischen und geistigen Erscheinung ist.

Schon deshalb ist die **belebte Natur** der Zweck alles Daseins der Körperwelt. Oder sollte die Sonnenkugel über die ihr untergeordneten Planeten, sollten alle Fixsterne über ihre unermeßlich ausgedehnten Oberflächen und über die ihnen zugetheilten Sterne eine Fülle von Licht und Wärme verbreiten, um nur traurige, leere Einöden ohne alle Lebenskraft zu erleuchten; — sollten keine Geschöpfe, keine denkenden, vernünftigen Geister von den wunderbaren Einrichtungen der Sonnensysteme und ihrer Lichtwirkungen Vortheile genießen, — keine den großen Namen eines allerhabenen Herrn loben? Wer möchte von der Macht, Weisheit, Güte und Majestät Gottes, des Urgeistes, so kleinlich und beschränkt denken? Aus der Gesetzmäßigkeit und Harmonie der ganzen Welt leuchtet hervor, daß der Urheber des Alls die höchste und unbegrenzte Intelligenz ist und daß Ein höchstes Ziel alle Theile seines Reiches durchdringt. Alle Gestaltungen des Stoffes ringen in unaufhaltsamen Stufen zum Fortschritt, zu einem höheren Ausdruck des Daseins und Lebens. In den ältesten Schichten der Erdrinde sehen wir nur wenige Spuren des beginnenden organischen Lebens; gradweise erweitern sich die organischen Gebilde an Lebensreichthum und Veredlung. Fortschritt ist allüberall Naturgesetz, und zwar Fortschritt vom bewußtlosen Stoff zum bewußten Leben und Erkenntniß des höchsten, göttlichen Lebens ist Gedankenideal.

Wo Weltkörper sind, da findet sich *Raum für das Leben*, und wenn es in Myriaden von Formen erscheint; da ist Raum für die Thätigkeit geistiger Geschöpfe, und weder der religiöse Glaube, noch das philosophische For-

schen, wo sie nicht durch befangene, engherzige Bibelauslegung irre geführt oder durch pantheistische Träume verblendet sind, können die Millionen Himmelswelten als völlig leer und wüste, als unbewohnt und leblos erkennen. Gott, der höchste Geist und das höchste Leben, waltet allgegenwärtig und allwirksam überall, immer Leben erzeugend und Leben nährend. Er ist ein Gott der Kraft; auf jeder Stätte seines Schaffens ruft er Lebensstufen und Lebensgebilde hervor. Gott ist der Urgrund und die Fülle des Lebens in allen Räumen und in allen Zeiten. Die Weltkörper sind gleichsam konzentrirte Stätten seiner Kraftäußerung und seiner unermeßlichen Liebe.

Auf der Erde ist alles bewohnt. Da wimmelt ein Tropfen Sumpfwasser von einer Menge Gewürme oder Infusionsthierchen von sonderbaren Gestalten; da sieht man selbst den Staub unter dem Mikroskope bevölkert. Wenn auf der kleinen Erde, die in der Welt eine augenscheinlich fast untergeordnete Stellung einnimmt, so viel Leben ist, so müssen auf den höheren Gliedern der Welt noch weit reichere und vollkommenere Lebensthätigkeiten vorhanden sein. Das Universum ist überall beleuchtet und deßhalb sicherlich bewohnbar. Wo Licht schimmert, da ist Leben. Wäre der Fisch, wenn er denken könnte, nicht ein Thor, wenn er schlöße: Es kann keine Landthiere geben; denn außerhalb des Wassers kann man nicht leben? Sollte nur die kleine Erdkugel bevölkert sein, sollten hingegen die herrlichen riesigen Sonnen auf sich selber ohne Lebensentfaltung sein? Nein, ich kann und darf mir jene unzähligen Sternenchöre nicht vom Leben entblößt, nicht leer von Wesen den-

ken, die selbstbewußt ihren Schöpfer erkennen und preisen. Es ist auch gar nicht wahr, daß die Bibel die Annahme verwirft oder ächtet, die Sterne seien mit Kreaturen, entsprechenden Persönlichkeiten besetzt. Gott ist ein Gott des Lebendigen. Die Himmel oder die Welten im Raume erscheinen in der Schrift als die Wohnungen unzähliger Heere geistiger Wesen, der Engel, die sie uns als lobpreisende Gemeinschaften und als Diener und Boten Gottes bezeichnet.

Unsere Erde ist nach der Lehre der Wissenschaft — und diese ist auch eine Art göttlicher Offenbarung — auf feuerflüssigem Wege gebildet worden. Ehe sie fähig wurde, der Wohnplatz für Pflanzen, Thiere und Menschen zu werden, mußte sie sich bedeutend abkühlen. Die Geschichte der Erdschöpfung führt uns verschiedene Perioden der Lebensentwickelung vor. Es entstanden nach und nach neue, höhere Ordnungen von Pflanzen und Thieren, bis die klimatischen physikalischen Verhältnisse für das Leben der Menschheit passend waren. Keiner unserer Planeten ist ein selbstleuchtender Körper; jeder empfängt sein Licht von der Sonne. Die Planeten befinden sich daher sicherlich, wie unsere Erde, schon in einem abgekühlten Zustande, in welchem ein organisches Leben auf ihnen möglich und gewiß wirklich ist. Je ähnlicher die Naturverhältnisse eines Weltkörpers denen unserer Erde sind, um so gleichartiger werden auch dessen Lebensorganismen den Gebilden unserer Erde sein.

Die Faktoren oder Hauptbedingungen alles pflanzlichen, wie thierischen Lebens auf Erden sind Licht und Wärme, Magnetismus und Elektrizität, Luft und Wasser.

Auf der Erde ist jeder Lebensorganismus an die Existenz der Atmosphäre und der Feuchtigkeit und verschiedener in der Luft befindlichen Kräfte geknüpft. Zwei Drittheile der Erdoberfläche sind mit Meer bedeckt, das die Luft mit Wasserdünsten versieht, die wiederum die Produkte des Bodens netzen. Sollte die Allmacht unsern Luftkreis verändern, hinwegnehmen, so würde zugleich alles organische Erdleben verwandelt, zu Grunde gehen; sogar die Gewässer auf dem Erdboden, welche nur durch den Druck der Luft in tropfbar flüssigem Zustande sich erhalten, würden verändert und ruinirt. Die Erde ist der Wasserplanet.

Die Gegenwart eines Wassers auf andern Planeten setzt die Gegenwart einer atmosphärischen Luft voraus. Umhüllt die Planeten eine Atmosphäre, so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie auch Wasser enthalten. Manche Gelehrte nehmen an, die Planeten hätten ihre eigenthümlichen Atmosphären. Daß es aber ganz dasselbe Wasser und dieselbe, aus den gleichen Grundstoffen zusammengesetzte und zu gleichen Portionen gemischte Luft sei, welche das organische Leben auf den Planeten ermögliche und erhalte, braucht man gar nicht anzunehmen. Vielmehr walten auf jedem Gestirne andere Naturverhältnisse, andere spezifische Stoffmischungen. So besteht unser Wasser bei 100 Gewichtstheilen aus 89 Gewichtstheilen Sauerstoff, Oxygen und 11 Gewichtstheilen Wasserstoff, Hydrogen; unsere Luft aus 23 Gewichtstheilen Sauerstoff und 76 Theilen Stickstoff, Nitrogen. Andere Verhältniß- und Mischungszahlen, so eine andere Luft und anderes

Wasser. Pflanzen, Thiere, Geister sind mithin darnach organisirt. Die Naturhaushaltung ist gar wundersam.

Vom Monde nehmen die Astronomen allerdings an, er sei ohne Luft und Wasser. Zwar hielt man in früheren Zeiten, wo die Fernröhren noch nicht so vollkommen waren, die dunkleren Stellen der Mondfläche für Seen und Meere und benannte sie als solche. Doch alle Anzeichen für Luft und Wasser, die sich namentlich in einer deutlich erkennbaren Morgen- und Abenddämmerung und in Nebel- und Wolkenbildungen verrathen müßten, fehlen. Körper unserer Art, wie unsere irdischen Gewächse, Thiere und Mitmenschen können ohne Luft und Feuchtigkeit nicht bestehen. Aber wie, wenn das Mondwasser die Dichtigkeit unserer Luft, die Mondluft dagegen noch vielmal feiner wäre, als unsere obere Luft? Ein denkender Mann aus dem Volke hat einmal behauptet, wie wir auf Erden Luft athmeten und Wasser tränken, so könnten die Sonnenbewohner Licht athmen und Licht trinken und die Mondbewohner könnten ein ähnliches Fluidum zu ihrem Leben und Wallen genießen.

Vor einigen Jahrzehnten erschien eine kleine Broschüre, worin von Entdeckung der Mondbewohner durch den englischen Astronomen John Herschel, Williams Sohn, Nachricht gegeben wurde. Das Ganze war ein schlechter Spaß, der nur Leichtgläubige und Ununterrichtete täuschen konnte. Denn wenn unsere Teleskope noch so sehr vervollkommnet würden, so würden sie doch niemals Geschöpfe irgend einer Art auf dem Monde zeigen. Selbst durch das Riesenínstrument des irischen Lords Rosse († 1867) (dieses Spiegelteleskop wurde 1844 vollendet mit einem

Aufwand von 140,000 fl. Der metallene Objektivspiegel hat einen Durchmesser von 6 engl. Fuß, eine Brennweite von 50′, das Gewicht des Spiegels (= 70 Zentner). Das Auge des Beobachters nimmt nichts von Gebäuden, nichts von menschenähnlichen Werken wahr. Die stärkste Vergrößerung, die der berühmte Astronom Mädler in Dorpat mit Erfolg auf den Mond angewandt hat, ist 600 fach. Würde es einst gelingen, die Vergrößerung bis zu 2000 zu treiben, so würde dadurch der Mond scheinbar nur so gerückt, als ein 24 Meilen entfernter Gegenstand dem bloßen guten Auge. Die größten Bauwerke unserer Erde sind in solcher Entfernung unsichtbar und vermöchte ja ein scharfes Auge in dieser Distanz eine Peterskirche, einen Kölner Dom, eine ägyptische Pyramide noch wahrzunehmen, so könnte es den gesehenen Punkt nicht deuten, ob ein künstlicher oder ein Naturgegenstand zu Grunde liegt. Doch wer sagt uns, ob die Bewohner des Mondes architektonische Werke errichten und ob ihre Werke mit den unsrigen eine Aehnlichkeit hätten? Der Mond, der von uns 50,000 deutsche Meilen absteht, ist der nächste Himmelskörper an der Erde; es kann mithin noch weniger die Rede sein, auf andern Weltkörpern jemals lebende Wesen und irgend eine kreatürliche Lebensbethätigung durch ein Vergrößerungsglas zu entdecken. Sodann ist ja nicht zu vergessen, daß unser leibliches Auge für die Verhältnisse und Beschaffenheit der Erde eingerichtet ist. Der Bau unseres Lichtorganes macht hier der unmittelbaren Beobachtung eine Grenze, ein Ende. Wenn eine Somnambüle den Mond mit seinen kesselartigen Tiefen und Abgründen als Uebergangs- und Strafort, als zeitweiliges

Zuchthaus für Mörder und Selbstmörder angibt, so läßt sich dies auf Grund der physischen Verhältnisse des Mondes ebenso verwerfen, als — — glauben.

Obgleich wir von der eigentlichen Naturbeschaffenheit des Mondes nur wenig mit Sicherheit errathen können, so wissen wir doch, daß auch dieser Weltkörper unter dem Walten derselben Schöpferkraft stehet, welche überall Bewegung und Leben wecket. Auch auf dem Monde werden Formwandelungen und Wechsel des Entstehens und Vergehens stattfinden. Zu was aber und für wen jene unserem Auge so unheimlich erscheinenden, rundlichen Löcher und Ringe da sind, welche die Mondoberfläche darstellen; auf welche Wesen der dort blendend helle Sonnenstrahl und das Licht der für die diesseitige Mondhälfte fast unbeweglich in einer Stelle stehenden großen Erdscheibe fallen, das werden wir, so lange wir Mitgenossen der irdischen Leiblichkeit sind, niemals erforschen und erfahren.

Sehen wir uns doch einmal auch unsere Erde vom Mond aus an und besteigen wir zu diesem Zwecke einen jener 14,000′ oder 20,000′ hohen Berge der den Erdbewohnern zugewendeten Mondscheibe. Es ist Mittag; die Sonne leuchtet über uns am dunkeln, kohlschwarzen Himmel, da wir unsere liebliche Himmelbläue nur der Brechung des Lichts in der dichteren Luft und im Wasserdampfe der Atmosphäre verdanken. Wir, an die irdischen Verhältnisse gewöhnt und eine Nichtveränderung unserer Augen vorausgesetzt, vermissen auf den Mondlandschaften — wenn nämlich dort unsere Luft fehlt — an den Gegenständen alle Farben des Lichts; wir entbehren alle warmen und kühlenden Luftwellen unserer Erde, die wir — in Ge-

danken verlassen haben. Ueber uns im Raume bemerken wir einen großen, stark erleuchteten Planeten, 14 mal größer, als wir den Vollmond sehen. Das ist unsere Erdkugel. Dieser Stern geht nicht auf und nicht unter. Sein Schleier erregt zunächst unsere Aufmerksamkeit. Sonderbare helle und dunkle Flecken — unsere Wolken in ihren bekannten Formen und Schattirungen — zeigen sich in ihm, immer wechselnd und sich verschiebend. Die Sonne fängt an sich zu neigen; der Schleier röthet sich und flammt da und dort in Feuersglut. Erscheint die ganze Erdscheibe erleuchtet (Vollerde), so wirft diese ein gar helles Licht auf die Mondlandschaften und die Mondbewohner (Seleniten) nehmen auf der Erdfläche Linien und Gebilde wahr, nach allen Richtungen sich windend, sonderbare Gestalten, von verschiedener Färbung (Landgebiete, Grasprärien, Sandwüsten, Gebirge, Seen und Meere). Die Kugel dreht sich um sich herum; in bestimmten Zeiten werden immer wieder die gleichen Umrisse, Bilder und Figuren sichtbar. An den Polen der Erde schimmern große weiße Flecken, — Schneelager und Eisblink — deren Umfang in einer gewissen Frist zu- und abnimmt. Gelehrte Mondbewohner beweisen vielleicht, daß dieser Erd-Planet unbewohnt und ohne alles Leben sei; sie behaupten vielleicht, dieser Stern sei in einer ungeheuren Umwälzung begriffen; noch bestehe er aus einer kochenden Masse, die unaufhörliche Stürme und Elementenkämpfe erzeuge; es brause, gähre, rauche, brenne. Denkende, Gottesbewußte Bewohner könne es auf diesem Gestirne gar nicht geben, da ein fester Boden noch nicht vorhanden sei: Die Erde sei unbewohnbar und deßhalb

unbewohnt. Und wie verhält es sich wirklich auf unserem Luft- und Wassersterne? Das Leben hat allüberall andere Bedingungen und andere Formen. Ohne Leben ist gar kein Weltkörper; alle sind die Träger von Geschöpfen, die in Stufen aufwärts steigen.

Der Merkur, der nächste Planet an der Sonne, (Durchmesser 640 Meilen) etwa 8 Millionen Meilen von ihr entfernt und 15 mal kleiner als die Erde, in Deutschland ohne Fernrohr höchst selten gesehen, läuft in 88 Tagen um die Sonne. Eine Jahreszeit dauert also nur 22 Tage; ein Tag aber ist so lang als bei uns. Aus dem Uranus könnte man 86,000 Kugeln formen, so groß als der Merkur ist. Die Nachbarschaft der Sonne, die man etwa 3 mal so groß sieht, als sie uns Menschen erscheint, muß auf die Temperatur einen bedeutenden Einfluß ausüben. Wäre seine Atmosphäre derjenigen der Erde gleich, so würde das Wasser dem Sieden nahe, Zinn und Blei würden flüssig sein, wie unser Quecksilber. Durch die neuesten Fernröhren sieht man übrigens **Wolken** auf dem Merkur ziemlich deutlich. Merkurberge gibt es sehr hohe, einer ist dreimal höher als der Chimborasso (also = 60,000' hoch). Dabei bilden sie lange Züge. Sie bieten also viel Schatten und den Dünsten einen Schutz der Verdichtung. Die Bewohner des Merkurs müssen deßhalb anders organisirt sein, als wir, weil sie einer größeren Menge von Licht und Wärme ausgesetzt sind. Unsere Augen würden eine so starke Beleuchtung, unser Leib diese hohe Temperatur nicht ertragen. Jahreszeiten, Klima, Anziehungskraft (1 Centner bei uns = 57 Pfd. auf dem Merkur) und Dichtigkeit sind anders.

Der Merkurbewohner muß ein Sehvermögen besitzen, das dieser Lichteinwirkung angemessen und eine Leiblichkeit, welche für diesen Wohnsitz paßt. Die planetarischen Atmosphären besitzen aber wohl das Vermögen, das empfangene Sonnenlicht nach dem individuellen Bedürfnisse zu modifiziren.

Die Venus, unser freundlicher Morgen- und Abendstern, ist das zweitnächste Gestirn an der Sonne (15 Millionen Meilen) und nähert sich unserer Erde bis auf 5 Millionen Meilen (Aphelium = 35 Millionen Meilen). Ihr Durchmesser ist fast so groß, wie der Erddurchmesser, nämlich 1640 Meilen, also nur 80 Meilen kleiner als der Erddurchmesser.

Dieser Stern hat in vielen Beziehungen mit der Erde eine auffallende Aehnlichkeit. Gestalt, Größe, Masse, Atmosphäre, Gebirge, Tag kommen den Verhältnissen auf der Erde nahe; das Jahr der Venus hat 224 Erdentage; 1 Pfund auf der Erde wiegt 28 Loth auf der Venus. Doch hat es Berge von 6 Meilen Höhe, in der südlichen Hemisphäre. Sie mindern wohl die Hitze. Da hat wohl der Ewige Wesen hingesetzt, die uns ziemlich ähnlich sind. Doch wie etwas mehr (doppelt) Licht, so waltet vielleicht auf der Venus schon auch mehr Weisheit und ein kräftigeres Gottesbewußtsein; wie mildere Jahreszeiten, so bietet sie gewiß ihren Bewohnern auch mehr Glück. Ein frommer Mann betrachtete im Morgen- und Abendsterne den Wohnort der auf der Erde verstorbenen Kinder, deren Seelen sich dort in einem ziemlich irdischen Körper geistig höher entwickelten.

Mars, kenntlich an seinem röthlichen Lichte, 32 (31)

Millionen Meilen von der Sonne entfernt, (880 Meilen im Durchmesser) siebenmal kleiner als die Erde, bedarf zu seinem Umlauf um die Sonne 687 Tage. Diese erscheint den Marsbewohnern kleiner als uns. (Dr. Nürnberger: Oberfläche der Erde = 1, des Merkurs $^1/_{10}$, des Mars $^3/_{10}$.) Wenn der der Sonne ausgesetzte Pol des Mars jedes Jahr dunkler, der von ihr abgewendete heller wird, so deutet dies offenbar auf einen Wetterniederschlag, auf Schneemassen hin, welche dort schmelzen; hier sich wieder anlagern. „Die polaren Gegenden des Mars zeigen jene weißen Flecken, die man schon seit zwei Jahrhunderten Schneezonen genannt, eine Benennung, welche sich durch alle spätere Beobachtungen gerechtfertigt hat. Wo die Sonne auf seiner Kugel auf- und untergeht, wird häufig ein schön rother Schimmer wahrgenommen. Dr. Mädler.“ Eine solche Wirkung der Sonnenstrahlen erfordert aber ein Medium, einen Luftkreis. Astronomen haben auf dem Mars wolkenähnliche Verdichtungen beobachtet, die fortgetrieben wurden.

Die mittlere Dichtigkeit des Merkurs, der Venus und des Mars weicht nach der Annahme oder Berechnung der Astronomie nur wenig von der (spezifisches Gewicht, Schwere) der Erde ab. Die Dichtigkeit der letzteren ist sogar genau das arithmetische Mittel aus den Dichtigkeiten jener drei (= $5{,}42$). Unser Granit, Gneiß, Porphyr, Basalt und alle unsere Gebirgsarten können deßhalb in großer Aehnlichkeit auf ihnen vorkommen. Merkur, Venus, Mars haben wie unsere Erde Jahres- und Tageszeiten, Luft und Wasser, Regen und Sonnenschein, trübe und heitere Tage. Diese Theile unseres Sonnensystems scheinen derselben

Wurzel, demselben Lebensbaume anzugehören. Was liegt näher, als der Gedanke, daß wir auf diesen Nachbarwelten Brüder haben, uns verwandt nach Leib, Geist und Thätigkeit, vielleicht etwas höher (Merkur, Venus), vielleicht etwas minder entwickelt als wir (Mars).

Ganz abweichend, nämlich überaus locker, sind Jupiter, Saturn, Uranus, sowie Neptun, der gegenwärtig bekannte Markstein der Planeten. Die mittlere Dichte des Uranuskörpers verhält sich zu der Erde wie 0,2: 1. Nicht ein einziges Mineral unserer Erde kann ein Bestandtheil derselben sein; nur die leichtesten unserer Holzarten (Tanne, Linde, Pappel, Espe, Kork) kommen der Dichtigkeit der Gebirgsarten in der Kruste des Jupiters, Uranus und Neptuns nahe. Da existirt also ein ganz anderes Mineralreich und mit Recht schließen wir, daß auch die Produkte, daß Wasser, Luft, Pflanze, Thier und Geist von anderer Beschaffenheit sind, als bei uns hienieden. Immerhin, wo Weltstätten sind, da entfalten sich nach unserem Gottesbegriffe auch Lebensorganismen. Der persönliche Geist mit Selbstbewußtsein ist jedenfalls nicht auf den menschlichen Leib beschränkt.

Jupiter, der größte unter den Planeten, nämlich 1400 mal so groß als die Erde, im Durchmesser und Umring 11 mal größer als die Erde, nach Venus der schönste und hellglänzendste Stern des Himmels, mit gelblichem Lichte, 107 Millionen Meilen von der Sonne entfernt, hat ein Jahr, das etwa zwölf der unsern umfaßt. So lange übrigens dieses dauert, so kurz sind seine Tageszeiten, kaum 10 unserer Erdenstunden. Das ganze Jahr hindurch ist Tag und Nacht gleich, 5 Stunden lang.

Wollen die Bewohner mit ihren Arbeiten fertig werden, so müssen sie in wenigen Minuten vollenden, wozu wir ganze Stunden nöthig haben. Auf dem Jupiter würden wir mit unsern Augen die Sonnenscheibe 27 (im Durchmesser 5) mal kleiner sehen, als von der Erde aus. Seine Entfernungen von der Erde wechseln zwischen 82 und 133 Millionen Meilen. Auf seinem Wege um die Sonne begleiten diesen Planeten 4 Trabanten, welche sogleich nach Erfindung der Fernröhren entdeckt wurden.

Auf dem Saturn, der (188) 197 Millionen Meilen von der Sonne entfernt kreiset, dauert jede einzelne Jahreszeit mehr als 7 unserer Jahre und die Sonne erscheint — eine menschliche Augeneinrichtung angenommen — nur in der Größe eines Sechsers auf ihm. Seine Abstände von der Erde gehen von 165 bis 229 Millionen Meilen. Das Licht der Sonne ist auf ihm 91 mal schwächer als auf der Erde; aber 7 Monde erleuchten seine Nächte. Seine Achsenumwälzung geschieht aber rasch, in etwa (10½) elf Stunden. Was bedeuten bei ihm wohl die ihn concentrisch umgebenden Ringe, welche sehr breit und dünn sind und frei in der Ebene seines Aequators schweben? Jedenfalls ist der Saturnring ein Saturntheil, wie Amerika ein Erd-Theil ist, nur daß hier der Ozean, dort die Saturn-Atmosphäre die Trennung bewirkt.

Das Jahr des Uranus, welcher 380 Millionen Meilen von der Sonne und 91 Millionen Meilen vom Saturn absteht, hat eine Dauer von 84 unserer Jahre. Von der Sonne wird er bei unseren Voraussetzungen und physikalischen und optischen Einrichtungen 360 mal schwächer als die Erde erleuchtet. Auf ihm würden alle unsere

Flüssigkeiten erstarren. Seine Bewohner müssen — mit dem Bau unserer Augen — selbst im Mittag wie in Dämmerung wandeln; aber 8 oder 9 Trabanten begleiten ihn. Daher entbehrt er keinen Augenblick der nächtlichen Monderleuchtung. Und in welcher Ferne (624 (590) Millionen Meilen) kreist der im Jahre 1846 entdeckte Neptun, dessen Jahr 164 unserer Jahre gleichkommt! Man denke sich nun einen Lenz, einen Sommer, Winter von 41 Jahren! Die Stärke des Sonnenlichtes ist auf Neptun 900 mal schwächer, als auf der Erde. Welche Oeden und Schneewüsten mag er bei seiner Entlegenheit fassen! Welche Finsterniß mag auf ihm herrschen! Für uns Menschen wäre eine solche Wohnung ein Ort mit Heulen und Zähneklappern. Die Schnelligkeit der Axenumdrehung in Verbindung mit den atmosphärischen Modalitäten wirken dem erstarrenden Einflusse ausgleichend entgegen, den die Entfernung der Quelle von Licht und Wärme sonst nothwendig haben müßte. Berechnen die auf dem Neptun weilenden Wesen ihr Leben nach Umläufen um die Sonne, so wäre Methusalah (1 Mos.: 5, 27.) auf dem Neptun nach Neptunsjahren bei seinem Tode nur als ein 4¼jähriges Knäblein beweint worden; ein Neptunbewohner, der 72 Jahre alt wird, hat 15—16000 Erdenjahre gelebt. Das herrschende Element auf der Erde ist das Wasser und dieses scheint auch auf den übrigen Planeten eine Rolle zu spielen. Zwar sieht man auf dem Merkur und der Venus wegen der Sonnennähe nur wenige und dünne Wolken; um so trübere Atmosphären haben die entfernteren Planeten. Ein dichterer Luftkreis kann gegen die Kälte schützen. Daß dies der Fall ist, erkennen wir an

trüben Wintertagen und daß, je dünner die Luft, desto größer die Kälte wird, lehrt uns der Aufenthalt auf hohen Bergen. Eine andere Mischung der Luftelemente kann und mag aber für die einfallenden Sonnenstrahlen wohl auf Licht und Wärme, wie sie für diese Weltkörper nothwendig sind, passend einwirken, so daß sogar hier Vögel jauchzen, Blumen blühen und Geister sich freuen und für Religion, Wahrheit, Recht und Glück sich ereifern.

Wie verhält es sich aber mit der Sonne? Wir sind von Jugend auf gewohnt, einen Körper, der Licht und Wärme spendet, einen glühenden und brennenden zu heißen und ein solcher Zustand ist natürlich mit dem organischen Leben unvereinbar. Sollte mithin die Sonne, sollten alle Fixsterne als selbstständige Sonnen und als die Quellen von Licht und Wärme für einen bestimmten Bezirk (Sonnenregion) einer organischen Schöpfung ermangeln? Licht und Wärme sind nach unserer Erkenntniß die Mutter einer volleren Lebensentwickelung. Gar sinnig heißt es: Es werde Licht; physisch und psychisch wahr ist Evang. Joh.: 1, 4: Das Licht war — und ist — das Leben der Menschen. Das Licht schimmert uns noch aus den entlegensten Regionen entgegen und ich nenne es den Hauptfaktor von Leben und Weisheit. Je mehr Licht, physisch und psychisch, desto mehr Leben und geistige Vollkommenheit.

Die Sonne ist nach der Auffassung vieler Gelehrten kein glühender und brennender Körper. Ein solcher bedürfte und verzehrte Brennmaterial; er würde flackern, flammen, rauchen. Die Sonne aber glänzt stets und seit Jahrtausenden mit ruhigem, gleichförmigem Licht.

Befindet sie sich etwa noch in der höchsten Weißglühhitze? Als ein flüssiger, glühender Körper kann sie doch wohl nicht Jahrtausende hindurch mit gleicher Kraft und Helligkeit strahlen. Sie ist vielmehr nach der glaubwürdigen Behauptung der Gelehrten mit einer glänzenden Lichtsphäre, Gaskugel, Photosphäre, mit einer mehrtheiligen, strahlenden Lichthülle umgeben, wie unsere Erdkugel mit einem Luftkreise. Durch welchen Prozeß das Licht der Sonne sich erhält, forterzeugt, läßt sich nicht sagen. In Folge der Beobachtung der Sonnenfinsterniß am 18. August 1868 neigen sich neuere Ansichten merkwürdiger Weise wieder der alten Annahme zu, daß die Oberfläche des Sonnenkörpers erst anfange aus dem feuerflüssigen Zustande in einen mehr zähen, wenn auch noch nicht festen, überzugehen. Da sagt man: „Der Sonnenkörper ist in einem glühenden Zustande und umgeben mit einer Atmosphäre, in welcher eine Menge von Stoffen verbrennen oder in einem glühend gasigen Zustande vorhanden sind. Es verbrennen in der Sonnenatmosphäre Sauerstoff, Wasserstoff, Eisen, Kupfer, Zink, Kobalt, Nickel, Mangan, Chrom, Calcium, Natrium, Phosphor, Schwefel, Olivin u. a. Stoffe.“ Wenn auch alle Weltkörper aus denselben Stoffen bestehen, so sind doch die Schlüsse, welche auf die Spektraluntersuchungen sich gründen, noch sehr zweifelhaft. Welche Einflüsse hat dabei unsere Luft? Die Ansicht, daß die Oberfläche der Sonne ein fester Körper bereits sei, von einer leuchtenden mehrfachen Gashülle umgeben, ist weit wahrscheinlicher und naturgemäßer als die Annahme der Feuerflüssigkeit. Welche Glutmasse müßte da wogen und wallen!

Jahrtausende oder Millionen Jahre hindurch hätte sie ungeschwächt fortgeglüht und ihre Hitze, andere Planeten erleuchtend und erwärmend, abgegeben. — Bemerkung: Nach Mädler steht uns die Sonne 850,000 Meilen näher als man seither annahm (= $1/_{25}$ der Entfernung.)

Arago schreibt: Würde mir die Frage vorgelegt, ob die Sonne bewohnt sei, so würde ich erwidern, daß ich es nicht weiß. Fragte mich aber jemand, ob die Sonne von Wesen bewohnt werden könne, so muß ich mit Ja antworten. Das Vorhandensein eines dunklen Kernes der Sonne, über dem mehrere Atmosphären, eine dichte, mittlere und leuchtende Schicht, sich befinden, schließt diese Möglichkeit in sich. William Herschel und sein Sohn hielten die Sonne für bewohnt.

Gesetzt aber, die Sonne wäre noch eine glühende Masse, eine Feuerkugel, ein Flammenball, so käme auch für sie einmal die Periode der Abkühlung. Dann würde sie mit organischem Leben besetzt, für ihre Planeten aber träte mit dem Aufhören dieses glühenden Zustandes die Periode der Verkümmerung und des Absterbens ein. Was wären die Planeten ohne die Sonne? Welten ohne Tag, Landschaften ohne Wärme und ohne Produkte, Oberflächen ohne Entwickelung, ungeheure todte Kolosse. Der Verstand des Menschen fände hierbei ein schweres Räthsel.

Ist die Sonne bewohnbar und bewohnt, welche 193,000 Meilen im Durchmesser, 605,000 Meilen im Umfang hat, deren Oberfläche 12,000 mal so viel beträgt als die Oberfläche der Erde, deren körperlicher Inhalt 1,400,000 mal so groß ist als der — der Erde, welche 736 mal größer als alle Planeten zusammen ist,

welche Massen von Geister haben alsdann dort Raum! Aber ihre Bewohner müssen ganz anders organisirt sein als wir. Ein Geschöpf von unserem Körperbau vermöchte auf der Sonne wegen der großen Schwer- oder Anziehungskraft (denn was wir 1 Pfund nennen, beträgt auf ihr 28 Pfund; Schwerkraft = 28 mal so groß als die der Erde; Dichtigkeit nur ¼ von der Erde) kaum den Fuß emporzuheben und liefe beim Auftreten Gefahr, ihn zu zerschmettern. Schon nach wenigen, kurzen Schritten wären wir ermattet, erschöpft. Ein Mensch mit Fleisch und Bein könnte weder gehen, nach liegen, weil der Körper mit einem Gewicht von 40 Centnern ihn belastete. Unsere Pflanzen, durch die Schwerkraft zurückgehalten, würden nur am Boden kriechen. Nur Titanen wären dort im Stande, Arbeiten zu verrichten. Hätten die Sonnenbewohner Augen wie wir, so würden sie von der übrigen Welt nichts entdecken. Daher kann kein einziges organisirtes Wesen auf der Sonne irgend einem auf der Erde in physischer Beziehung ähnlich sein. Wie die Bewohner der Erde einen irdischen Leib tragen, der ihrer Naturbeschaffenheit entspricht, so müssen die Geschöpfe der Sonne sonnenhaft, geistartig, ätherisch, lichtig, also nicht grobleiblich, nicht schwerstofflich und nicht geschlechtlich sein; sie wären Wesen des vierten Naturreiches. Welche Elasticität, welche Geschwindigkeit n der Bewegung müssen wir dann ihnen zugestehen! Auf der Sonne trifft zu, was in der heiligen Schrift geschrieben stehet: Da ist kein Wechsel des Lichts und der Finsterniß wie hier unten; keine Nacht, welche die Thätigkeit auf einige Stunden hemmt, kein Frost und kein Winter, der das Leben mit seinen Blüten und

Regungen erstarren macht. Auf der Sonne kann in Folge der Lichthülle und zwar der gleichartigen, gleichvertheilten, gasig strömenden Lichthülle, an allen Orten ein ewiger Frühling herrschen. Ist der Körper der Sonnenbewohner tausendmal feiner als der unsrige, so werden sie auch tausendmal länger leben als wir. Ich betrachte die Sonne als einen herrlichen Himmel für edle Planetengeister, als ein lieblich-prächtiges Gefilde für Selige. 2. Corinth. 12, 2; Offenb. 7, 16; 22, 5.

Die Sonne ist der Mittelpunkt eines Systemes von Weltkörpern. Deßhalb ist sie auch ein Sammelplatz für alle auf den Planeten unserer Sonne belebt gewordenen Seelen. Ich nehme aus philosophischen Gründen an, je weniger die Geister in ihrer Entfaltung von der groben leiblichen Materie gehindert werden; je feiner, elastischer, luft- und lichtartiger und je mehr sie nach unseren Begriffen und Erfahrungen zum freien Gebrauch der erkennenden Kraft des Geistes, der Vernunft, geschickt sind, desto vollkommener und seliger werden wir sie halten dürfen. Seelen oder Geister, von den Planeten in die Sonne gelangt, werden in geistiger Beziehung gradähnlich sein; sie müssen sich ihre Ideen erkennbar darstellen, kund machen können. Ein Gelehrter sagt in dieser Beziehung treffend: Die zum Beispiel von der Erde in die Sonne gelangte Seele vermag dort nicht nur ihre Ideen und Gefühle allen aus anderen Planeten in die Sonne gelangten Seelen kund zu thun, sondern auch die Ideen aller aus andern Planeten in die Sonne gelangten Geister zu erkennen und somit die ganze in unserem Sonnensystem vorhandene Herrlichkeit Gottes inne

zu werden. Denn dies ist der höchste Zweck alles geistigen Daseins.

Die Sonne ist also nicht nur ein Mittelpunkt, sondern auch ein wahrer Himmel für die Gestirne, welche unter ihrer anziehenden Kraft stehen. Sie ist für selige Menschengeister das himmlische Jerusalem der heiligen Schrift, die Stadt Gottes, der Berg des Herrn, von dessen Licht nahe und ferne Wege beleuchtet werden. Von jedem Planeten aus mag sie anders, doch in Herrlichkeit gesehen werden vermöge je anderer Beschaffenheit und Organisation der Atmosphäre und des Sehvermögens der Erkennenden. Daß alle Menschen unmittelbar von der Erde aus auf sie versetzt werden, ist nicht wahrscheinlich. Denn sterben wir, so bestimmen überhaupt die innern Zustände des Geisteslebens den Ort des Aufenthaltes nach dem Abscheiden hier. Dies gilt auch für die Bewohner anderer Planeten.

Es ist wahrscheinlich, ja es ist philosophisch gewiß, daß die Erde nicht die einzige Geburtsstätte, das einzige, erste Gebär- und Treibhaus des werdenden Geisteslebens ist. In welchem Verhältnisse die Erde zu andern Planeten in dieser Hinsicht steht, wird freilich nie ein Mensch entdecken. Aber nach meiner Ansicht hat eine jede Weltkugel, die wir am Himmel wahrnehmen, ihre besondere systematische Verfassung, ihre Produkte und Wesen nach allen möglichen Abwechselungen, Arten und Gestalten.

Es liegt nahe, daß gerade von der Lichtmenge auf den Planeten die Zartheit und die geistige Sicht und Glückseligkeit der Bewoh-

ner abhängt. Ob die von der Sonne entlegeneren Weltkörper, d. h. Planeten Läuterungs- und Straforte für irdische Verbrecher sind, wer möchte und könnte dies entscheiden?

Von der Sonne aus geht es wieder unendlich aufwärts in höhere Sonnensysteme; nun kreisen Sonnen um eine Zentralsonne. Daß jeder Fixstern ein Planetensystem habe, braucht man nicht zu behaupten. Vielmehr, hat unsere Sonne ein Planetensystem um sich kreisen, so haben Sonnen „im höheren Chor" Sonnensysteme um sich rollen. Jene Annahme, es habe und beherrsche jeder Fixstern eine Planetenwelt, ist eine Hypothese, dieses ist — eine Thatsache. Stufe liegt über Stufe. Bei den höheren Wesen mit verklärten Lichtleibern haben die göttlichen Neigungen des Geistes die Oberhand; sie stehen im lebendigeren, kräftigeren Gottesbewußtsein und sind zu weise und rein, als daß sie sich zur Knechtschaft der Sinne und der Umgebung erniedrigten, wie es bei so vielen Menschen auf der Erde der Fall ist. Auch bei den Bewohnern der Sonnen, der Fixsterne gibt es Grade der Vollkommenheit. Auf der Erde wechselt der Tag mit der Nacht, die Kälte mit der Hitze, die Freude mit dem Schmerze, der Tod mit dem Leben; dort ist kein solcher Gegensatz von Helle und Schatten, von verschiedenen Jahreszeiten, kein Kampf um leibliches Durchbringen und Fortkommen, das, obwohl es auch zur Geistesentfaltung, Geistesübung beiträgt, so schwer oft auf den Menschen lastet. Hier auf Erden haben so manche Veränderungen und Wandelungen eine Art Auflösung und Zerstörung, Angst, Wehegefühle, Schmerzen und Thränen im Gefolge; dort werden alle

Veränderungen die Schrecknisse verloren haben und leicht und freudenreich vor sich gehen.

Ist auf einer Sonne stets Licht ohne Finsterniß, Wachen ohne Schlafen, Thätigkeit ohne Unterbrechung, so müssen eben darum diese Lichtwelten solche Wesen beherbergen, deren Natur den Wechsel zwischen Thätigkeit und Ruhe nicht bedarf, die einer ätherischen, unendlich beweglichen und regsamen Leiblichkeit sich erfreuen. Ihr Gesichts- und Wirkungskreis muß unserem Wahrnehmen, Wissen und Können gegenüber unendlich erweitert sein. Eine tiefere Anschauung des Weltalls und Gottes muß diesen Wesen jener Lichtwelten zukommen.

Die Sterne sind bewohnt oder bewohnbar. Damit treten wir in ein Gebiet des unendlichen geistigen Lebens ein, dessen Träger die zahllosen Weltkörper sind. Zwar läßt uns hier die sinnliche Beobachtung im Stich und einen Beweis für sein Dasein können wir nicht geben. Aber müssen es deßhalb leere Vermuthungen sein, wenn wir annehmen, daß auf allen Weltkörpern, nicht bloß auf der Erde, geistiges Leben walte? Aus Erfahrung wissen wir, daß die Erde geistige Wesen beherbergt. Sie ist der einzige Körper, bei dem uns diese Erfahrung möglich ist! Aber warum soll die kleine Erde eine Ausnahmstellung haben?

Die Astronomie lehrt eine für unser Begriffsvermögen unerfaßliche Entfernung der Sterne von der Erde, welche zurückzulegen selbst der ungeheuer schnelle Lichtstrahl — Jahrzehnte, Jahrhunderte brauche. Wie können nun Engel von einem Stern zum andern wandern? Wie können sie gemäß der Bibellehre von ihren Wohnsitzen so be-

hende, helfend, leitend in unser Leben eingreifen? Legt das Licht den Raum zwischen Sonne und Erde in 8 Minuten, zwischen Sonne und Saturn in 1⅓ Stunde, zwischen Sonne und Uranus in 2⅔ Stunden zurück, sollten dann die Engel, von einer groben Leiblichkeit nicht gehindert, diese ätherischen Lichtwesen, nicht sogar mit der Geschwindigkeit des Gedankens dahin sich versetzen können, wohin ihr Beruf und Gottes Wille sie fordert? Phil. 3, 21.

Dr. Pfaff, Arzt in Dresden, sagt in dieser Hinsicht: Wir sind zu der Annahme geneigt, daß unser Tod auf Erden gleichzeitig mit unserem Erstehen auf einem andern Weltkörper zu einer höheren Organisation sein wird und daß unsere Seele den Ort ihrer Bestimmung schneller noch als der elektrische Funke, so schnell wie der Gedanke, für den es ja keine Entfernung gibt, erreichen wird.

Wollte jemand einen Beweis für die Unsterblichkeit durch die Sinne verlangen, so dürfte man ihn zuversichtlich auf den Anblick der zahllosen Lichtwohnungen hinweisen, welche faktisch da sind und welche nach unserer Religionsanschauung Gott, der Allvater, erschaffen hat. Wahrlich, nicht ohne Grund späht der Menschengeist nach den Gestirnen; nicht umsonst berechnet er ihre Bahnen; nicht vergeblich ahnt und fühlt er in sich eine Ewigkeit. Der Tod streift ihm sein irdisches Kleid ab und öffnet ihm die Pforten ins höhere Vaterland: Ich glaube es, alle Gestirne sind bewohnt. Die Welten, welche im endlosen Raume schweben und die Größe des Urhebers aller Dinge verkündigen, sind alle der Schauplatz einer unendlichen Reihe von Geistern. Alle Gründe der Vernunft für die Unsterblichkeit des Geistes würden einer gewissen

Kraft ermangeln, wenn das Weltall bloß einen bewohnten Weltkörper besäße. Dann würde die Idee der Unsterblichkeit keine Räume haben, worauf sie sich vollziehen könnte. Das Dasein zahlloser Welten eröffnet der Unsterblichkeitsidee einen Schauplatz zum Fortschreiten in unermeßlicher Reihenfolge.

Die uralte Weltansicht machte die kleine Erde zum Hauptschauplatz des Lebens, zum Mittelpunkte der Welt. Diese Anschauung blieb im Wesentlichen so bis zu Christus. Er lehrete entschieden, es gebe eine jenseitige Welt, ein Leben nach dem Sterben des Leibes. Wo waren, wo sind denn die vielen Wohnungen in des Vaters Hause, Joh. 14, 2? Die Phantasie und der Glaube schaut sie entzückt in den sichtbaren, lichtblitzenden Weltkörpern. Seit Kopernikus ist die Veste des Firmaments verschwunden und der Weltraum liegt vor den Augen des staunenden Forschers mit Millionen Weltkörpern; alle aber bilden eine harmonische Einheit, einen bewohnten Garten Gottes, ein Lebensparadies.

Eine lichte schöne Sternennacht in der tiefen Stille der Natur und der Ruhe oder Sammlung der Sinne spricht eine Sprache zum denkenden, forschenden Menschen, die sich nur empfinden, nicht schildern läßt. Das Studium der Natur führt und gelangt nach tausendfältigem innern Erleben zu Gott. Leider macht der tägliche Anblick dieser Offenbarung Gottes und das Ringen ums tägliche Brod so viele stumpf gegen ihre Wunder, Gesetze und Stufen. Es predigt der Sternenhimmel, der Sternengarten laut, eindringlich: Ich bin, der ich bin! Die Natur ist mir ein erhabenes Andachtsbuch; seine Betrachtungen erheben

Geist und Gemüth. Erde und Sternenwelt ist Eine Welt.

Unsere einstige Heimat sind die Himmelskörper. Auf sie wandern unsere Geister, wenn sie entbunden sind vom Leibe des Fleisches. Der Tod ist deßhalb uns nur ein ernster Freund, der den für die Gesetze des Erdlebens unumgänglich nothwendigen, zuletzt unbrauchbar gewordenen Staubleib abstreift und den Geist in ein lichteres Gefilde des Lebens führt. Die Natur kennt kein Stillstehen, sondern eine stetige Vervollkommnung der Lebensformen nach ihrer Schönheit, wie nach ihrer Zweckmäßigkeit. Unsere irdische Todesstunde ist unsere Geburtsstunde auf einer andern Sternwelt. Wir schwache Menschen, natürlich gezeugt von Vater und Mutter, in der That Leibes- und Geistesableger, sind hier Erstlinge im bewußten Leben.

Der Mensch steht, um dies wiederholt zu sagen, obwohl durch seinen Gott erkennenden Geist das Ebenbild Gottes und die Krone der irdischen Schöpfung, doch noch nicht hoch im Geisterreiche; er steht in unendlich weitem Abstande vom Urbild der Vollkommenheit (vergl. meine Methodik 1. Bd. pag. 131). Es muß unsagbar viele Entwickelungsstufen über derjenigen geben, auf welcher wir Menschen uns befinden. Unsere Erde ist ein Glied und dazu ein recht kleines Glied in einem unendlichen Weltsysteme; in jedem Theil desselben muß sich der göttliche Grundgedanke des Erdballs wiederholen, aber je in anderer Ausführungsweise und Potenz. Der Gottesbegriff leitet — neben unserem Sehnen nach höherer Einsicht und Lebensfülle —

zu dem Schlusse, daß im ganzen All Wesen verbreitet sind, mit geistigen Vermögen ausgestattet, welche sich mehr und mehr entwickeln, die Strahlen des göttlichen Seins zu erfassen und Gottes Macht und Liebe zu erkennen und zu verehren. Hier auf Erden wandern wir bald aus, legen unser Naturkleid ab und wandern in Ewigkeiten fort in andere, höhere, beseligendere Gestirnswelten. Nach ihrem Organismus gestaltet sich auch unser Organismus. Einstweilen leben wir im Ahnen und Hoffen, darnach im Schauen und Wissen.

Welch ein Unterschied liegt zwischen dem gedankenlosen Angaffen des nächtlichen Himmels und einem Aufschauen zu ihm in diesem Sinne! An ihm hat der Allvater eine Offenbarung entfaltet, eine Schrift aus einander gelegt, welche zu wenig Menschen denkend betrachten und verstehen. Mit einem Wonnegefühl blick ich, wenn der Fixsternhimmel, die jenseitige, überirdische Welt, so milde prächtig schimmert, auf zu ihm. Mein Auge ist gefesselt, nicht aber meine Phantasie und mein Gottes- und Unsterblichkeitsglaube, und ich denke mir die Welten alle besetzt seit Millionen Jahren mit Geistern und denke mir alles voll regen geistigen Lebens und Strebens. Ich ahne dort oben wonnige Tempel des Herrn, herrliche Denkmale seiner Majestät und Liebe, Fluren voll Schmuck und Lust, Auen voll Farbenpracht und Wunder, die anziehen, anregen und erfreuen, Wohnungen voll Segen. Eine unerschöpfliche Fülle des Lebens wogt in der gesammten Schöpfung, ein unbegreiflicher Reichthum göttlicher Gedanken und Werke auch in jenem Schöpfungsgebiete, in jenem Weltengarten. Ich

kurzsichtiger Geist bemerke bei ihnen kein Ende; ohne Aufhören geht ihre Kette, ihre Leiter fort. Welche Genüsse mögen sie bergen und spenden! Und die Volksmasse, diesen Ausdruck im guten Sinne genommen, geht kalt dahin, den Blick zur Erde geheftet, in irdisches Treiben vertieft, und glaubt nichts davon, daß jene Räume und Welten bewohnt sind. Und doch erscheint bei solcher Anschauung Gott in noch erhabenerer Größe und das menschliche Dasein in viel schönerer Bedeutung, als ein Anfang in unendlicher Fortsetzung. Ihr lieben, lichten Welten, seid mir gegrüßt als Länder der Unsterblichen, als Stätten unserer zukünftigen Thätigkeit und Strebsamkeit. Unser Leben auf Erden ist gegen die Aussicht in die himmlischen Welten wie ein Wassertröpflein gegen den Ozean.

Ein geistig Ringen ist das Leben,
nicht irdisch Spiel bloß und Vergnügen.
Es kann ein höheres Aufstreben
nur unsrem ewgen Geist genügen.

Druckfehler.

Seite 39. Zeile 11 v. u. lies: „meine“ statt eine,
Seite 41. Zeile 11 v. u. lies: „Es ist ein Gott“ statt kein.

Date Due

